DEUTSCHE JAGD AM VIKTORIA NYANZA

L. von BRANDIS

1876

Deutsche Jagd am Viktoria Nyanza

Zu Seite 142.

M. Weiss phot.

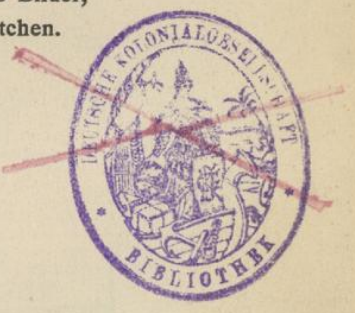
Zwei Askaris des Posten Olgos.

Deutsche Jagd am Viktoria Nyanza

von

L. von Brandis,
Hauptmann a. D.

Mit 16 Tafeln, enthaltend 26 Bilder,
und einem Übersichtskärtchen.



Berlin 1907.
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

S17/10641

Alle Rechte vorbehalten.

Stadt- u. ... Frankfurt/Main

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt.

48/57021

Meiner Mutter gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 9*

Kapitel I:

Ankunft in Daressalam — In der Offizier-Messe — Hanibal 1

Kapitel II:

Strafexpedition nach Kisanga (Bezirk Mohoro) — Wassersnot — In Kissidju — Eine Eidechse und der Revolver Smith & Wesson — Ein Hundertfuß — Die Mörder werden bestraft 7

Kapitel III:

Rückmarsch — Die Bewaffnung der Askaris — Gefechtsübungen — Bau einer Boma — Das Seitengewehr beim Askari — Ein Skorpion 26

Kapitel IV:

Vorbereitungen zur Reise ins Innere — Deutsche und englische Rupies — Von Mombasa nach dem Viktoria Nyanza — Die Uganda-Bahn — Die Station Schirati — Jagd auf Krokodile 39

Kapitel V:

Abmarsch nach dem Innern — Organisation des Lagers — Mein erstes Jemära — Jagd auf Nashörner — Fleischgier der Schensis 64

Kapitel VI:

Am rechten Mara-Ufer — Wildreichtum — Alice, das junge Jemära — Ich fungiere als Amme — Treibjagd der Eingeborenen — Der Wassersack 85

Kapitel VII:

Zähigkeit der Hyäne — Versuche mit Geschoßarten — Meine Garderobe — Lager in Chawantena — Strauße — Malaria 103

Seite

Kapitel VIII:
Eine Eheirrung — Dichtigkeit des Buschwalds — Die afrikanische Lerche — Begegnung mit einem Löwen — Die Boma in Ikoma — Meine Menagerie 122

Kapitel IX:
Aufbruch nach Olgos — Hundsaffen — Trinkwasser — Grantgazellen — Ein Steppenbrand — Ein Leopard in der Falle 139

Kapitel X:
Das Lager bei Niarose am Bololeti — Raubtierköder — Ein Löwe in der Falle — Raubvögel — Rückkehr nach Ikoma — Noch einmal die kleine Alice — Meine Chamäleons 148

Kapitel XI:
Zwei Nashörner erbeutet — Versuche mit verschiedenen Geschoßarten gegen Dickhäuter — Schlangen — Ein seltenes Zusammentreffen 165

Kapitel XII:
In der Maraniederung — Jagd auf Elefanten — Marsch durch den Sumpf — Eine gute Strecke — Die Geschoßwirkung beim Elefanten 179

Kapitel XIII:
Rückkehr nach Schirati — Tätigkeit auf der Station — Der Inder in Afrika — Die Behandlung der Schwarzen — Heimreise 198

Tafeln.

Seite

I. Zwei Askaris des Posten Olgos . . . . . Titelbild

II. Einfahrt in den Suez-Kanal von Süden aus 4
Mittagsruhe an Bord D. O. A. L. D. „Bürgermeister"

III. Palmen Daressalams, von Bretschneider aus gesehen 8
An der Küste des Indischen Ozeans, auf dem Marsche nach Süden.

IV. Baumstark mit Jagdbeute 16

V. Lager unter Palmen 32
Lager unter Mangos und Palmen.

VI. An- und Bewohner des Viktoria Nyanza 62
Boy Changwe bin simba, genannt „Wasserbock". Omari. Ambari.

VII. Magike, Msana, der Verfasser, Ombascha Schabrum, „Wasserbock", Wageia-Träger 66

VIII. Markt im Lager 72
Mein Lager im Pori.

IX. Meine jungen Jemäras 96
Unterwegs.

X. Bewohnte Felsgruppe 112
Schöner Besuch im Lager.

XI. Boma Ikoma (Massaisteppe) 136
Wohnhaus in Ikoma.

XII. Eingang zur Boma Olgos (Massaisteppe). Oberleutnants Weiß und v. Wiese 144

XIII. Der Löwe in der Falle 152
Muskulatur des Löwen.

XIV. Decke des Löwen 158

XV. Leutnant von Wiese mit Wandorobos 176
M. Weiß. Der Verfasser. Göhring.

XVI. Göhring auf Safari 200

Vorwort.

Ende 1903 wurde mir in Rücksicht auf meine schwankende Gesundheit ein einjähriger Urlaub bewilligt, dessen zweite bessere Hälfte ich in unserer schönsten Kolonie Ostafrika verlebte. Wenn ich mit der Erzählung meiner damaligen bescheidenen Erlebnisse heute in die Öffentlichkeit trete, so weiß ich sehr wohl, daß ich vielen längst bekannte Sachen berichte. Auch ist mir durch die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung" bekannt geworden, daß die Erwähnung mancher kleinen Mängel und Unbequemlichkeiten inzwischen gegenstandslos geworden ist. Trotz dieser Tatsachen wage ich den Versuch, mit meinen Schilderungen das gerade jetzt kräftig emporwachsende Interesse für unsere wertvolle Kolonie noch zu fördern und einige dem Lande sehr ungünstige Beschreibungen, die bisher erschienen sind, zu mildern. Hierbei möchte ich besonders auf die bisher noch wenig bereisten und bekannten Länder des Seeengebiets hinweisen, denen noch immer der bequeme deutsche Anmarschweg zur Erschließung, die Eisenbahn, fehlt.

Leider hatten meine Boys bei den interessanteren Jagden auf Elefanten und Nashörner den Photographen-

kasten zu Hause gelassen, so daß ich eigentlich nur nebensächliche Bilder habe festhalten können. Da ich erst bei meiner Ankunft in Afrika das Photographieren erlernte und nicht selbst entwickelte, so war ich sehr angenehm überrascht, als sich in Deutschland aus den fünf bis sechs Rollen von Films wenigstens einige brauchbare Bilder herstellen ließen. Bei den nicht von mir aufgenommenen Photographien ist der Name des Herstellers besonders angegeben.

Jäger bitte ich die häufigen Verstöße gegen die edle Weidmannssprache, die sicher in den folgenden Blättern begangen sind, zu entschuldigen. „Ut desint vires tamen est laudanda voluntas" pflegte mir schon mein alter Schuldirektor in Hannover bei Übersetzung der alten Lateiner zuzubilligen. Ich habe die Sprache leider nie begriffen.

An dieser Stelle möchte ich allen deutschen und englischen Afrikanern, durch deren Gastfreundschaft, gütiges Entgegenkommen, Rat und werktätige Hülfe es möglich wurde, daß ich als Neuling in Afrika so weit in den schwarzen Erdteil Eingang fand, nochmals meinen herzlichsten Dank sagen.

Wülfel bei Hannover, Februar 1907.

Louis von Brandis.

Kapitel I.

Ankunft in Daressalam — In der Offizier-Messe — Hanibal.

Am 4. Juni 1904 lief der D. O. A. L. Dampfer „Bürgermeister“ nach einer wunderschönen kühlen Überfahrt durch die enge Einfahrt des Hafens von Daressalam. Auf dem Vorderschiff standen die Passagiere und warteten gespannt auf den Anblick der schönsten und größten Stadt Deutsch-Ostafrikas. Von Daressalam ist, so lange man sich nicht im Hafen selbst befindet, von See aus nichts zu sehen als dichter, grüner Palmenwald. Mancher Ausruf des Entzückens wurde laut, als plötzlich nach Passieren der kurzen Durchfahrt, die Stadt mit ihren hübschen, weißen Palästen und Häusern und den beiden sehr ansehnlichen Kirchen sich den Augen des Beschauers darbot. Ich für meine Person hatte mir aus Bildern und Erzählungen auch eine Vorstellung gebildet, wie Daressalam sein könnte, alle meine Gebilde wurden aber durch die liebliche Wirklichkeit in den Schatten gestellt.

Kaum hatte das Schiff seinen Anker fallen lassen, als auch schon verschiedene Boote vom Lande abstießen, um mit den Reisenden sich in Verbindung zu setzen. Für mich kam es jetzt besonders darauf

an, mit den Herren von der Schutztruppe, die ihre mit uns gekommenen Kameraden von Bord abholten, Fühlung zu bekommen, um von ihnen zu erfahren, wo ich in Daressalam für einige Zeit ein Unterkommen finden könne. Auf der Reise hatte ich schon erfahren, daß gute Wohnungen in Daressalam sehr rar seien, ein gutes Hotel sei überhaupt nicht vorhanden. Diese böse Kunde wurde mir vom Oberleutnant Wendland, der sich unter den Besuchern befand, bestätigt. Dieser tröstete mich aber sogleich, indem er versprach, in meinem Interesse sich in der Stadt umzusehen und mir sofort Nachricht an Bord zu senden. So geschah es denn auch und einige Stunden später saß ich schon recht behaglich auf der Barasa (Veranda) der neugebauten Bretschneiderschen Apotheke in Daressalam. Herr Bretschneider selbst war zur Zeit in Deutschland, um sich zu verheiraten, daher war in dem schönen großen Hause mehr wie genug Platz, für meine unzähligen Blech-Koffer stand die breite bedeckte Veranda zur Verfügung. Gleich hinter meinem Zimmer befand sich, wie in fast allen modernen afrikanischen Häusern ein geräumiges Badezimmer mit Douche. Den Gipfel der Zufriedenheit erkletterte ich aber erst, als aus dem Offiziers-Kasino die Mitteilung eintraf, daß ich mich am Abend um 7 Uhr im Kasino einfinden sollte, wo großes gemeinschaftliches Essen mit Damen stattfinden würde.

In der Messe wurde ich in der liebenswürdigsten Weise vom Hauptmann Freiherrn v. Schleinitz aufgenommen und mir zugleich eröffnet, daß ich während

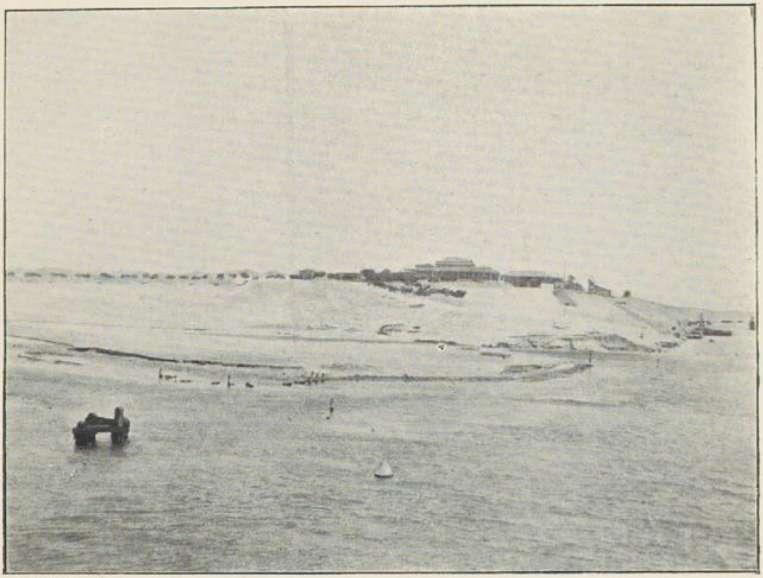
meines Aufenthaltes in Daressalam das Kasino jederzeit als das meinige betrachten dürfe. Von dieser gastfreien Aufforderung habe ich dann auch in der ausgiebigsten Weise Gebrauch gemacht, so daß ich mich bald dort zu Hause fühlte. Gleich am ersten Abend sollte ich das ganze augenblicklich in der Stadt anwesende Offiziers-Korps sowie die Sanitätsoffiziere kennen lernen. Die leibliche Verpflegung war so gut, die Herrichtung der Tafel so ausgezeichnet, daß ich mich, wäre nicht die hin- und herschwingende Punkah über dem Tisch und die schwarzen Boys zur Bedienung vorhanden gewesen, zu Hause in Deutschland geglaubt hätte. Von Entbehrungen und Krankheiten, an die der Europäer unwillkürlich denkt, sobald er den Namen des schwarzen Erdteils aussprechen hört, habe ich an dem ersten Tage, den ich dort verleben durfte, nichts gespürt. Diese Tischgesellschaft von etwa dreißig Personen, vergnügt, gesund und guter Dinge, unterschied sich von einer ähnlichen Gesellschaft in Europa nur dadurch, daß die Herren bedeutend in der Mehrzahl waren. Den Höhepunkt für die Junggesellen des Kreises erreichte das Fest, als die Tischgesellschaft nach Aufhebung der Tafel aus dem geschmackvoll mit Gehörnen, Trophäen und Bildern verzierten Kasino aufbrach und sich in verschiedenen Gruppen draußen auf der bedeckten Barasa bei Tee, Whisky-Soda und Zigarren zum Plaudern niedergelassen hatte. Von hier aus hat man den schönsten Rundblick über den Hafen von Daressalam. Auf etwa 200 m Entfernung lag unser stolzer „Bürger-

meister“ vor Anker, auf den Wellen sich sanft schaukelnd, an Deck spielte die Schiffskapelle lustige Weisen. Das große Schiff war festlich beleuchtet und prächtig spiegelten sich im schwarzen Wasser die Lichtströme, die sich aus seinen runden Schiffsfenstern und von Deck aus ergossen.

Ich lernte gleich an diesem ersten Abend im Kasino einen Herrn kennen, der durch sachverständige Ratschläge meinen afrikanischen Jagdausflug erst in die richtigen Bahnen leiten sollte. Als einer der erfolgreichsten Jäger der Schutztruppe bekannt, war Oberleutnant Baumstark nach langem Aufenthalte am Victoria Nyanza zu dieser Zeit der Führer der 5. Kompagnie in Daressalam. Wenn es überhaupt möglich ist, als Nichtjäger (ich hatte bisher nur einen Hasen, zwei Kaninchen und fünf Hühner geschossen, von letzteren kommen nur drei sicher auf mein Konto) von einem weidgerechten Jäger theoretisch in Jagdsachen etwas zu lernen, so war hier für mich die allerbeste Gelegenheit und ich habe versucht, sie gründlich auszunutzen. Schon jetzt wurde mir klar, daß der zu Hause entstandene Plan, am Kilimandscharo*) mein Jagdglück zu versuchen, doch nicht der zweckdienlichste war. Um freie Jagd auf jedes afrikanische Wild zu haben, mußte ich mich bis in's Innerste des dunklen Erdteiles begeben, bis an den Victoria Nyanza.

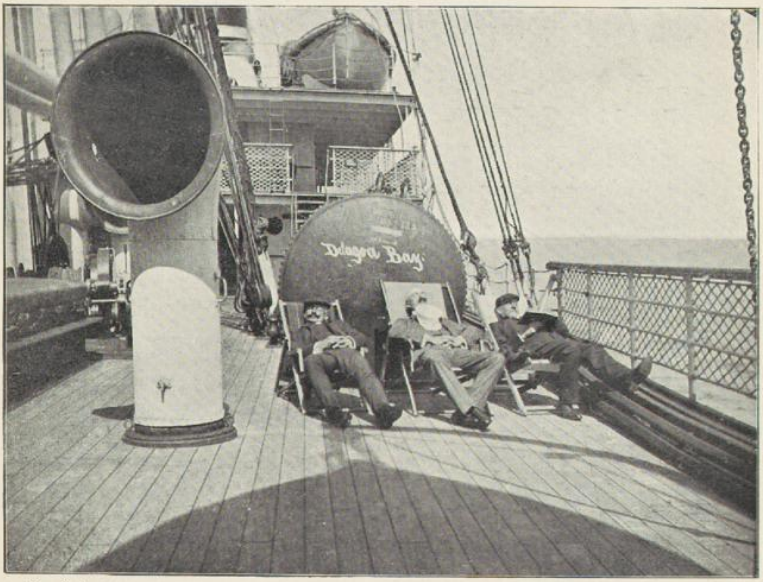
---

*) Am Kilimandscharo sind dankenswerter Weise große Wildreservate eingerichtet, in denen nicht einmal Raubtiere geschossen werden dürfen.



Zu Seite 1.

Einfahrt in den Suez-Kanal von Süden aus.



Zu Seite 1. Dr. Braun phot.

Mittagsruhe an Bord D. O. A. L. D. „Bürgermeister".

Durch die Aufmerksamkeit der Herren Behrmann und Kremper, aus dem Geschäft Bretschneider, gelangte ich in den Besitz eines Boys, der soviel Tugenden sein eigen nannte, daß ich von ihm einige Worte sagen möchte. Boy Ambari (Hanibal) sprach sehr gutes Deutsch und war dabei durchaus ehrlich, was eigentlich jeder bisherigen Erfahrung der alten Afrikaner widerspricht. Seine Seele hatte durch die Einwirkung der höheren Kultur nicht ihre ursprüngliche Reinheit eingebüßt, wie es leider bei fast allen seinen schwarzen Kameraden der Fall sein soll, die eine europäische Sprache sprechen. Schon auf dem Schiff wurde ich fast von jedem, der schon jemals hier oder dort seinen Fuß auf Afrikas Boden gesetzt hatte, geradezu beschworen, doch nur niemals einen Boy anzunehmen, der deutsch oder englisch spräche, weil diese sich besonders durch Unredlichkeit und Lügen auszeichneten. Ich war durch den Umstand, daß ich nicht Suaheli sprach, gezwungen, den Boy zu nehmen und habe es niemals zu bereuen gehabt. Sehr oft ist mir der brave Hanibal später von großem Nutzen gewesen. Und ich behaupte, daß ich niemals in Deutschland einen Burschen gehabt habe, der mit mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit für mich tätig gewesen ist. Er hatte früher in Diensten unseres Robert Koch gestanden und war von diesem, wenn ich nicht irre, sogar mit nach Deutschland genommen worden.

Die Zeit in Daressalam verging mir im Fluge. Meine Jagd hatte ich noch für einige Zeit auf-

geschoben, da mir Baumstark sagte, die günstigsten Monate seien September bis Dezember, außerdem gefiel mir die Stadt auch zu gut. In Daressalam selbst ist nur geringe Möglichkeit etwas zu schießen, da die nähere Umgebung, wie fast der ganze Küstenstrich, bis auf viele Meilen ins Innere hinein schon ziemlich ausgeschossen ist. Um aber den Beweis zu führen, daß Raubtiere sich vereinzelt auch noch dort zeigen, möchte ich ein Erlebnis mitteilen, welches die Gräfin Götzen die Güte hatte, mir zu erzählen. Eines schönen Tages fuhr sie mit ihrem Mann in der nächsten Umgebung Daressalams spazieren, als sie plötzlich ein großes gelbes Tier am Wege sitzen sahen. Die Pferde wollten nicht vorbeigehen. Da ihr Mann keinerlei Schießgewehr im Wagen hatte, so schlug er mit der Peitsche nach dem im Halbdunkel im Gebüsch nicht genau erkennbaren Tiere. Auf das Knallen der Peitsche entfloh es in langen Sprüngen. Jetzt erkannte man einen ausgewachsenen Leoparden. Von derartigen Geschichten sind in Daressalam eine ganze Anzahl bekannt; sie beweisen, daß Raubtiere, selbst Löwen, noch im Küstenstrich des Bezirkes vorhanden sind, aber in so geringer Anzahl und von so unsicheren Standorten, daß regelrechte Jagd gegen sie nicht lohnt, sondern nur hier und dort uns einmal der Zufall zum Ziele führen kann. Inzwischen traten Ereignisse ein, welche für den Augenblick alle Jagdinteressen in den Hintergrund drängten und in Vergessenheit geraten ließen.

Kapitel II.

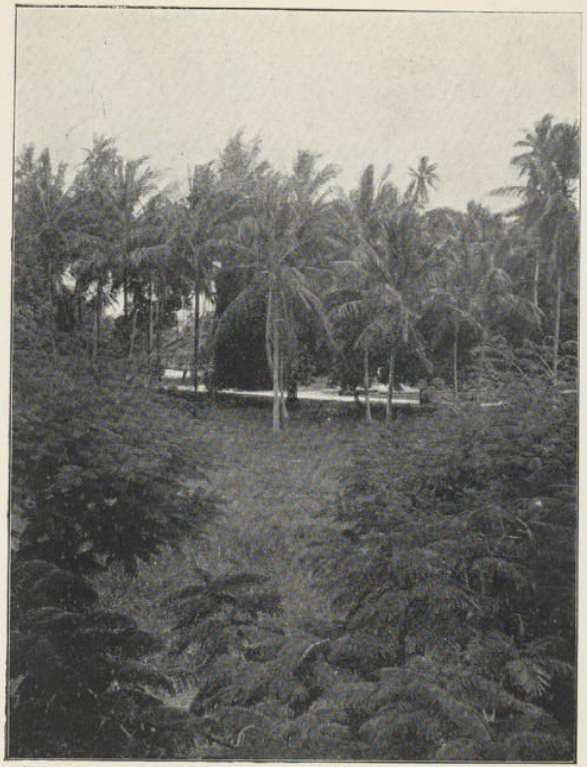
Strafexpedition nach Kisanga (Bezirk Mohoro) — Wassersnot — In Kissidju — Eine Eidechse und der Revolver Smith & Wesson — Ein Hundertfuß — Die Mörder werden bestraft.

Ende Juni waren beim Gouvernement Nachrichten eingetroffen, welche besagten, daß im Bezirk Mohoro am Rufiji Ungehörigkeiten seitens der Schwarzen vorgekommen wären. Einige Polizei-Askaris waren, als sie vom Bezirksamt Botschaft zu einem Jumben trugen, von der Bevölkerung des Ortes ohne Veranlassung verhauen, ein anderer sogar meuchlings ermordet worden. An verschiedenen Stellen waren die eisernen Telegraphenstangen aus der Erde gerissen und viele Kilometer Draht in den Busch verschleppt worden. Der Bezirksamtmann Grasz hatte nun zwar sofort seine Polizei-Askaris mobil gemacht und war nach dem Schauplatz der Tat abmarschiert, hatte aber nebenbei, da die ganze Gegend rebellisch schien, es für nötig erachtet, von Daressalam aus Verstärkung zu erbitten, um die Rädelsführer gleich energisch zu belangen. Bei dieser Sachlage hatte der Graf Götzen beschlossen, die

5. Kompagnie unter Oberleutnant Baumstark in beschleunigten Märschen dem Bezirksamtmann Grasz zur Unterstützung zu senden. Ich hatte natürlich, als ich von der Unternehmung hörte, nichts eiligeres zu tun, als mir vom Hauptmann Freiherrn v. Schleinitz die Erlaubnis zu holen, mich der Truppe anschließen zu dürfen. Schleinitz gab mir diese im Einverständnis mit dem Gouverneur sofort und ließ mir in jeder Weise seine kräftige Unterstützung zuteil werden.

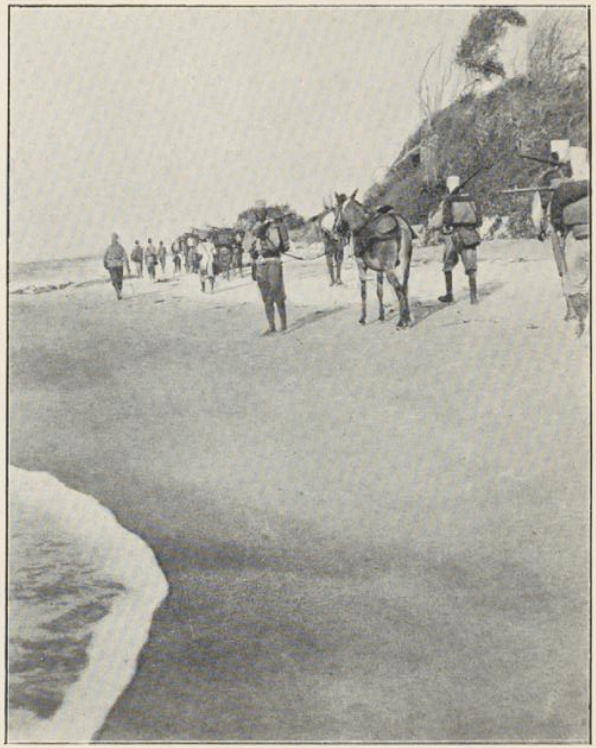
Am 30. Juni 6° V. brach die Marschkolonne in der Richtung auf den Rufiji in Stärke von etwa 180 Mann auf; da Eile dringend geboten, so waren Gepäck und Träger auf das Minimum beschränkt worden. Die Abteilung setzte sich zusammen wie folgt: Führer Oberleutnant Baumstark, Leutnant Willmann und Dr. Neubert, letztere alte Bekannte vom Schiff, meine Wenigkeit, Unteroffizier Ehrhardt und Oberlazarett-Gehülfe Haselberg. Sodann 90 Askaris der 5. Kompagnie und schließlich etwa 70—80 Träger, die alles, was wir auf dem voraussichtlich 8—10tägigen Marsche brauchten, auf ihren Köpfen durch das Gelände schleppen mußten. Da scharfe Patronen, Scheibenmaterial, Zelte, Proviant etc. etc. für etwa hundert Menschen eine ganze Menge wiegen, so waren die einzelnen Lasten sicher nicht leicht.

Zum Ausmarsch aus der Stadt hatte uns Frhr. v. Schleinitz die Askarikapelle geschickt, so daß die Sache, soweit die breiten Wege reichten, und die Askari in Sektionskolonne marschieren konnten, auch für europäische Begriffe einen sehr kriegerischen Eindruck



Zu Seite 2.

Palmen Daressalams, von Bretschneider aus gesehen.



Zu Seite 20.

An der Küste des Indischen Oceans, auf dem Marsche nach Süden.

machte. Begleitet wurden wir von vielen Askari-Frauen und dem Janhagel, wie wir ihn in Berlin bei der Wachtparade zu sehen bekommen. Frauen, Jünglinge, Kinder in den verschiedensten Altersstufen trabten die erste halbe Stunde mit rührender Ausdauer und kräftigem Hurrah, sowie sonstigem Getöse neben der Truppe her. Dieses Bild änderte sich jedoch bald. Die Wege wurden so eng, daß Baumstark die Musik und die Mitläufer nach Hause schickte und die afrikanische Marschkolonne an Stelle der bisherigen treten ließ. Vorneweg ging eine Spitze von einigen Askaris, dann folgten nach größerem Zwischenraum Baumstark, Dr. Neubert und ich, die wir stolz auf Maultieren beritten waren, dann kam der Rest der Kompagnie mit eingetretenen schwarzen Unteroffizieren. Den Schluß machte Willmann, er und die weißen Unteroffiziere auf Maultieren oder Eseln beritten. Mit ziemlich großem Abstande folgte dann unsere Trägerschar, welche von Askaris unbarmherzig gezwungen wurde, festgeschlossen zu bleiben, was bei der faulen Gesellschaft keine kleine Arbeit war.

Der Weg schlängelte sich durch üppige Vegetation hindurch bis an den letzten Ausläufer des Hafens, den Kriek, hier mußte der Marsch unterbrochen werden. Da trotz der Ebbe der Wasserstand noch recht hoch war, so wurden wir Weißen in kleine einheimische Boote verladen, während die Askaris mutig mit unseren Gefechtseseln am Halfterband das Wasser durchschritten. Am anderen Ufer angekommen, wurde ein erstes, kräftiges Frühstück eingenommen, da bei dem

tiefen Wasser das Übersetzen, besonders das der Lasten ziemlich viel Zeit in Anspruch nahm. Dann wurde der Marsch mit frischen Kräften wieder aufgenommen. Um 12 Uhr erreichten wir in mörderischer Hitze den Ort Vikindo.

Hier war alles für unseren Empfang vorbereitet, denn Freiherr v. Schleinitz hatte durch Läufer sämtliche Ortschaften, durch die unser Marsch führen sollte, von der friedlichen Absicht der Truppe unterrichten lassen. Diese Ansage der Einquartierung ist durchaus notwendig, ohne eine solche setzt man sich der Gefahr aus, lauter verlassene Ortschaften anzutreffen, aus denen alles Eßbare soweit angängig entfernt worden ist. Ein mehr oder minder schlechtes Gewissen hat meist jede Ortschaft dem Gouvernement gegenüber, auch läßt sich der Abmarsch einer ganzen Kompagnie mit den vielen Trägern in einer offenen Stadt wie Daressalam nicht geheim halten. Wir fanden in Vikindo alles, was wir zur Ernährung der Truppe brauchten, wie Mehl, süße Kartoffeln etc., für uns Hühner, Kokosnüsse, Apfelsinen, Ananas in Fülle aufgestapelt. Alle diese schönen Sachen wurden gleich bar bezahlt und an die Askaris bezw. an unsere Boys verteilt. Die Askaris hatten sofort die Offizier-Zelte aufgeschlagen und wir konnten, während unser Essen bereitet wurde, uns etwas von den Strapazen des heißen Marsches erholen. So gegen 5 Uhr krochen wir dann einer nach dem anderen wieder an die inzwischen etwas frischer gewordene Luft und labten uns bald an einem kräftigen Mittag-

essen. Als Tischgetränk wurde bei uns mit Ausnahme von feierlichen Gelegenheiten, und die finden sich im Kasino, wie auf dem Marsche merkwürdig oft, frische Kokosmilch mit einem großen Schuß Rotwein getrunken, ein Getränk, welches nach meinem Geschmack für die Tropen sehr geeignet ist. Leider kann man es nur in den Küstengebieten bekommen, da im Innern die Kokospalme nicht wächst. Nach dem Essen setzten wir uns in unsere langen Schiffsstühle und zündeten uns, behaglich gen Himmel starrend, Zigarren an. Baumstark revidierte inzwischen das Lager, und kam dann, um jedem von uns unerbittlich ein Gramm Chinin zur besseren Verdauung, wie er sagte, einzutrichtern. Ja, der gute Baumstark kannte sein schönes Afrika, wie kein zweiter. Später dankten wir ihm alle für seine Sorgfalt. So unterhielten wir uns noch ein Weilchen in der frischen Abendluft, bis wir gegen 9 Uhr unser Lager aufsuchten. Ich hätte an dieser Stelle meine Leser gern mit einer poesievollen Beschreibung des afrikanischen Sternenhimmels erfreut. Jedoch ist erstens diese Beschreibung schon so oft vom Stapel gelassen, daß ich sie mir schenken möchte, zweitens aber — und das ist der Hauptgrund — habe ich den Himmel dort dem unsrigen so ähnlich gefunden, daß ich eine besondere Beschreibung für überflüssig halte.

Am nächsten Morgen wurde es verzweifelt früh Tag, unser Munipembe (Trompeter) blies das arabische Wecken, ein prächtiges Signal, vollendet schön. Abmarsch 2^0 V. bei hellem Mondenschein. Ich

versetzte Baumstark beinahe in Krämpfe dadurch, daß ich nach dem Signal, an einen Irrtum glaubend, seelenruhig wieder einschlief. Da Hanibal nicht wagte, mich wieder aufzuwecken, holte mich Baumstark mit einem Donnerwetter aus den Federn, als die anderen schon Kaffee tranken und die Askaris bei Laternenschein die Offiziers-Zelte feldmarschmäßig verpackten. Ich gab an Hanibal nur etwa zehn Prozent des Donnerwetters weiter, weil er ja im guten Glauben handelte, als er den bana nicht hatte im Schlafe stören wollen. Meinen eigenen Heldenleib und besonders Hanibal riß ich aber von dem Moment an derartig zusammen, daß ich später bei einer anderen Gelegenheit, wo der unglückliche Trompeter um eine ganze halbe Stunde die Zeit zum Wecken verschlafen hatte, rechtzeitig allein am Kaffeetisch saß und die anderen einen nach dem anderen mit ziemlich spöttischem Grinsen empfing, indem ich etwas von Soldatentugenden in den Bart murmelte.

Wenn die Wege am Tage vorher schlecht waren, so glaubte ich heute meistens geradezu in einem Graben zu marschieren. Wasser, überall Wasser, ausweichen nach dem höheren Gelände nach rechts oder links war der Büsche wegen nicht möglich, also mußte der Graben doch wohl der richtige Weg sein. Unsere Gefechtsesel schlidderten bald nach rechts bald nach links, einer der klügeren legte sich sogar einmal hin, was natürlich zur Folge hatte, daß der Reitersmann, da er gänzlich durchnäßt war, der inneren Wärme wegen lieber den Weg zu Fuß fort-

setzte. Aber auch die anderen Reitersleute kletterten bald von ihren Tieren, in der begründeten Furcht, daß ihre Esel es ihrem klugen Kameraen bald nachmachen würden. So gingen denn bald alle Halb-, Mascat- und Ganz-Esel seelenvergnügt ledig ihrer Straße. Dabei hatte unser schwarzer Führer, bei dem sich Baumstark am Tage vorher über die Wegeverhältnisse erkundigt hatte, hoch und heilig geschworen, wir würden auf dem ganzen Marsche Wasser überhaupt nicht zu sehen bekommen. Diese Äußerung ist als Musterbeispiel für die Unglaubwürdigkeit der Schwarzen zu betrachten. Der befragte Schensi antwortet aus übertriebener Höflickeit in neun von zehn Fällen so wie er glaubt, daß es dem Fragenden angenehm ist. Er denkt in seinem einfachen Verstand gar nicht an die Folgen, die seine Aussagen haben können, sondern ist hoch beglückt, wenn er auf dem Gesicht des Fragenden ein zufriedenes Lächeln auftauchen sieht, und weiß, daß dann die ganze, nach seiner Ansicht alberne Fragerei vorüber ist. Die Sonnenglut machte bald alle Wasserschäden in überreicher Weise wieder gut. Aber weder Wasser noch Sonne konnten den gesunden Humor, der in unserer kleinen Truppe steckte, irgendwie beeinflußen. Alle waren wir heiter und guter Dinge, und Willmann besonders erfreute uns durch Vorträge auf einer Harmonika.

Um 2^0 N. bei blöder Sonnenglut Einzug in Kissidju. Marsch etwa 45—50 km, bei der feuchten Hitze für nicht eingelaufene Leute eine ganz tüchtige Leistung, besonders wenn man bedenkt, daß mindestens 5 km

auf mit fußhohem Wasser bedeckten Wegen zurückgelegt wurden. Unser Einzug in das Nest machte schon von vornherein einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck. Überall standen die Kerle so flegelhaft und gleichgiltig umher, daß uns darüber kein Zweifel blieb, hier wurden wir nur deshalb nicht noch rauhbeiniger empfangen, weil die neunzig Gewehre unserer Askaris einen Umstand darstellten, mit dem gerechnet werden mußte. Von Mehl, Kartoffeln, Nüssen, Apfelsinen, war zu Anfang der Verhandlung gar keine Rede. Schließlich verlor Baumstark über dem Gezeter die Geduld. Ein Ombascha (schwarzer Gefreiter) mit sechs Askaris wurde losgeschickt, um den Jumben der Ortschaft, den bisher noch kein sterbliches Auge hatte erblicken können, zur Stelle zu schaffen. Inzwischen suchte Baumstark einen gut geschützten Lagerplatz aus, und die Zelte wurden aufgeschlagen. Nach etwa einer Stunde kam dann auch ein alter Kerl, dem man weniger den Jumben als den Halunken ansah, mit seiner militärischen Begleitung an. Da auf die Fragen Baumstarks nichts vernünftiges aus dem alten Schuft herauszubekommen war, und derselbe sich standhaft weigerte Essen zu liefern, ja, sich sogar soweit verstieg, uns die Pombe, die unser Koch zum Anmengen des Brodes haben mußte, zu verweigern, wurde unser Oberhaupt seinerseits auch falsch. Ein kurzer Wink, und der wackere alte Herr wurde von zwei Askaris in die Mitte genommen, seiner Freiheit beraubt, mit der Mitteilung an das übrige Gesindel, daß, wenn nicht in zwei

Stunden genügend Essen zur Stelle sei, durch Askaris alles Nötige requiriert werden würde. Das war strammer Taback, das Requirieren durch Askaris ohne besonders scharfe Aufsicht kannten die Kissidjumänner noch aus alten, guten Zeiten her. Die Aufsässigen wären auch wohl kaum jemals auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen, die Einquartierung nicht verpflegen zu wollen, wenn sie nicht von dem guten Bezirksamtmann in der Stadt stets so höflich behandelt worden wären; zum Teufel, sie hatten doch gemerkt, der Bezirk stand nicht mehr unter der rohen Herrschaft der Askaris. Die leise Drohung des Bana hatte aber schnellen und durchschlagenden Erfolg. In zwei Stunden waren soviel Eßwaren zur Stelle, wie Baumstark nur kaufen wollte, sogar Pombe wurde herbeigeschafft in solcher Menge, daß der Koch damit für eine ganze Armee hätte Brot backen können. So war denn zur Betrübnis der wackeren Askaris der Grund für eine Requisition beseitigt und der alte Jumben-Schuft mußte wieder losgelassen werden.

Baumstark hatte hier in Kissidju mit Bestimmtheit darauf gerechnet den Bezirksamtmann Grasz anzutreffen oder wenigstens eine Nachricht darüber vorzufinden, wo unsere Abteilungen sich zu gemeinsamen Tun vereinigen sollten. Diese Vermutung bestätigte sich nicht, es wurde daher beschlossen, sofort die Verbindung herzustellen. Zu diesem Zwecke wurden Briefe geschrieben und Boten ausgesandt, welche dem Bezirksamtmann die Ankunft der Kompagnie anzeigten und um weitere Verhaltungsmaßregeln baten.

Nachdem dies alles geregelt war, konnten wir uns der Gemütlichkeit des Lagerlebens hingeben.

Mir kam, als ich in einem abgeackerten Matamafelde der Beschäftigung oblag, Schmetterlinge und Käfer zu sammeln, eine jener großen Eidechsen, vom Schensi Kenge genannt, zu Schuß. Das Tier hatte etwa die Länge von 1,20 m und glich in Form und Farbe vollständig unseren grünen Waldeidechsen. (In Daressalam sah ich eine von 1,98 m Länge). Durch die schöne Sonne verlockt, war es im Felde ohne besondere Deckung eingeschlafen. Ich hatte außer einem Revolver Smith & Wesson Cal. 32., der mit Schrot geladen war und ziemlich scharf schoß, keine Schießwaffe bei mir, mit ihm knallte ich, auf acht Schritte etwa, auf das Tier los. Jawohl! Wenn ich mit Erbsen nach einem Krokodil geworfen hätte, so hätte ich wahrscheinlich einen ähnlichen Erfolg zu verzeichnen gehabt wie hier bei der Eidechse. In großen Sprüngen verschwand sie in einer benachbarten Buschwildnis und ward nicht mehr gesehen. Keine Spur von Schweiß gefunden trotz sorgfältiger Nachsuche. Als auf den Schuß das halbe Lager angerannt kam und ich mein Erlebnis erzählte, lachte Baumstark nur über den kümmerlichen kleinen Revolver und sagte: „Sie müssen vor allem erst mal die Hartlebigkeit der afrikanischen Tiere in Rechnung zu ziehen lernen.“ An diese Worte habe ich später noch sehr oft denken müssen.

Als wir ins Lager zurückkamen, wollte ich doch Baumstarks Lachen nicht so ohne weiteres auf meinem

Zu Seite 4.

Sergeant Biallowons phot.

Baumstark mit Jagdbeute.

famosen Smith & Wesson sitzen lassen. Ich baute also eine flache Blechdose, in welcher Bretschneider uns unseren prächtigen Schinken mitgegeben hatte, und deren Blech schon der Größe der Dose wegen ziemlich stark war, als Scheibe auf. Auf sie gab ich auf acht Schritte nun einen Schuß ab, und siehe da, Baumstark lachte nicht mehr, denn die Hälfte der doch sehr kleinen Schrote waren durch den Blechdeckel durchgeschlagen, die andere Hälfte hatte sehr tiefe Dellen hinterlassen. Da nun die Schießerei einmal angefangen war, so wurde auch gleich in der Branche weiter gearbeitet. Dr. Neubert holte eine tadellose Browning 7,65 mm hervor, und bald knallte es lustig im Lager. Die Askaris freuten sich diebisch und verzogen ihre großen Mäuler von einem Ohr bis zum anderen. Hier im freien Afrika kann man, sobald man die Städte hinter sich hat, so viel schießen, wie man will, die 7 Millionen Einwohner stehen, da sie sich auf 1 Million Quadratkilometer verteilen, sehr selten im Wege. So vertrieben wir uns die Zeit bis zum Mittagessen.

Noch bevor das Essen fertig war, sollte ich die Bekanntschaft eines afrikanischen Hundertfußes machen. Der Leser wird es komisch finden, daß ich von solch einem kleinen einfachen Wesen überhaupt Notiz nehme, aber es lohnt sich schon. Mit dem Hundertfuß hat es folgende Bewandtnis, erklärte Baumstark mir und dem Doktor, der ebenso wie ich vom afrikanischen Tierleben keine Ahnung hatte, als ich ihm das Ding hinbrachte. Der Hundertfuß ist

recht giftig und verursacht schon allein dadurch, daß er über die unbedeckte Haut des Menschen hinkriecht, Brennen. Sobald er aber mit seinen Zangen gebissen hat, wobei sich ein ätzender Saft in die Wunde ergießt, steigert sich der Schmerz zu fast unerträglicher Höhe. Nach dieser Erklärung sahen wir uns das Tier doch recht genau an. Es gleicht dem bei uns in Deutschland bekannten Tausendfuß, ist flach gebaut und von rötlich glänzender Farbe. Sehr oft wird in Reisebeschreibungen der afrikanische Tausendfuß mit dem Hundertfuß verwechselt. Der erstere ist gänzlich harmlos, trotzdem er eine Größe von 8—10 cm erreicht. Er ist von glänzend dunkler Farbe, dick wie ein kleiner Finger und hat die vergrößerte Form unseres Mehlwurms. Er rollt sich wie dieser spiralig zusammen und setzt dem Auseinanderziehen kräftigen Widerstand entgegen. Der Hundertfuß ist glücklicherweise ziemlich selten, während der Tausendfuß fast überall in großer Zahl vorkommt.

Da bis zum späten Abend noch keine Nachricht vom Bezirksamtmann Grasz eingetroffen war, beschloß Baumstark, am nächsten Tage hier zu bleiben, um die Boten desselben nicht zu verfehlen. Wir warteten den ganzen Tag auf die Boten, die nicht kamen. Und so wurde denn schließlich festgesetzt, am nächsten Tage aufs Geratewohl den Marsch anzutreten. Wenn wir an der Küste entlang marschierten, und Seitenpatrouillen ausschickten, mußten wir uns ja begegnen. Um 6 Uhr V. erreichten wir die Küste.

Der Ort hier heißt immer noch Kissidju, ist also etwa 10 km lang. Es gibt bei den Araberhäusern Kokospalmen von 4 m Höhe, welche mit Früchten schon überladen sind. Der Mittelpunkt dieser langen Ortschaft scheint sich dem Ansehen der Häuser nach hier zu befinden. In diesem Teil des Ortes ist viel Araber- und Inderbevölkerung, während bei unserem letzten Lager nur Schwarze waren. Hier ist ein breiter Meeresarm, der tief ins Land einschneidet, zu überschreiten, es wurden zu dem Zwecke zwei arabische Dhaus requiriert. Gerade sollte die Reise losgehen, als plötzlich einer von den Boys uns auf ein Kiboko (Flußpferd) aufmerksam machte, welches seinen dicken Schädel etwa 50 m von uns aus dem Wasser steckte. Es verschwand aber, während wir uns die Büchsen von den Boys reichen ließen, wieder unter der Oberfläche; als es schließlich wieder auftauchte, hatte es vorsichtig eine Entfernung von 300 m zwischen uns gelegt. Baumstark und Ehrhardt schossen hin, aber ohne viele Chancen, da das Tier nur die Stirn und die beiden kleinen Ohren aus dem Wasser steckte. Ich hielt diese Entfernung für eine zu große, wurde jedoch von Baumstark belehrt, daß es in Afrika in vielen Fällen, wenn man nicht auf Fleischnahrung ganz verzichten will, nötig ist, auch auf solche Entfernung zu schießen. Besonders die Antilopen im Inneren in den großen Steppen lassen den Jäger, wenn sie häufiger beschossen sind, selten nahe herankommen. Nachdem wir noch eine Zeitlang vergeblich auf das Wieder-

erscheinen des Flußpferdes gewartet hatten, begann die Wasserfahrt.

Sodann wurde der Marsch, der sich jetzt an der Küste des Indischen Ozeans entlangzog, wieder aufgenommen. Um 9 Uhr V. kam unserer Spitze ein Bote entgegen, der schon von weitem einen Brief von Grasz über dem Kopf schwenkte. Endlich hatten wir uns gefunden. Der Brief besagte, daß Grasz heute in Mssindadji eintreffen und uns dort erwarten würde. Sofort schwenkte die Kolonne vom Meeresufer in der Richtung auf diesen Ort ab, wo wir um 2 Uhr N. halb gebraten eintrafen. Unser Marsch betrug etwa 40 km. Begegnungen werden im Inneren Afrikas immer als Festtage gerechnet, so dauerte es dann auch nicht lange, bis wir alle vereint fröhlich beim Sekt beisammen saßen. An diesem Tage war doch nichts mehr anzufangen, wir setzten also die Feier so lange fort, bis unser ganzer Vorrat bis auf einige Flaschen Rotwein ausgetrunken war. Diese gehörten Grasz, wurden uns aber in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. Mit ihnen haben wir uns später ganz bescheiden wieder bis nach Daressalam zurückgekrümpert. Da jetzt die Heerhaufen der beiden Streitmächte vereinigt sind, repräsentieren wir eine Stärke, die in diesen von großen Städten entfernten Gegenden Achtung gebietend ist. Grasz hatte außer seinem Polizeifeldwebel Richter, der zwölf Jahre afrikanischer Erfahrung sich zu eigen gemacht hatte, noch zwölf mit Mausern M. 71 bewaffnete Polizei-Askaris

mitgebracht, so daß jetzt das Detachement über 100 Askaris zählte. Ein Kriegshaufen, der richtig geführt, uns unsere Aufgabe: das Einfangen der Mörder und der übrigen Verbrecher, möglich machen mußte. Die Orte Utschembe und Kisanga, in und bei denen die Untaten begangen waren, lagen noch etwa 30 km weiter im Innern.

Für den nächsten Tag hatte der Bezirksamtmann Grasz, in dessen Bezirk (Mohoro) wir uns schon eine Weile befanden, in Utschembe großes Schauri (Gerichtsverhandlung) angesetzt. Er äußerte sich aber über den Erfolg dieser Maßregel ziemlich pessimistisch; er glaubte eben so wenig wie der besonders landeskundige Richter, daß sich die Bewohner der Ortschaften zu dem Schauri stellen würden. Aber angesetzt mußte es der Form wegen doch werden.

Am nächsten Morgen dem 4. Juli 1904 wurde um 4^0 V. abmarschiert; von der ersten Strecke des Weges weiß ich nichts mehr, denn es war stockdunkel, kalt und feucht, so daß man nichts besseres tun konnte, als gemütlich auf seinem Gefechtsesel baumelnd, den so früh unterbrochenen Morgenschlummer fortzusetzen. Die Spitze führte mit den Polizeiaskaris Feldwebel Richter, seine Leute waren famos in Haltung und Drill, man sah ihnen an, daß sie in der Furcht und in der Hand des Herrn waren. Der Marsch gestaltete sich im übrigen so, wie es Grasz vorausgesagt hatte. Alle Dörfer, durch die wir kamen, waren von den Einwohnern in wilder Flucht verlassen, so daß das Land wie ausgestorben erschien.

Die ganze Gegend ist sehr dicht bewachsen und wimmelt von vorzüglichen Versteckplätzen, es war daher ohne List anzuwenden, fast ausgeschlossen, auch nur einen von den schwarzen Schuften zu fangen. Diesen Gedankengang hatte scheinbar auch Unteroffizier Ehrhardt gehabt, und er versuchte durch eine kleine Kriegslist mit den geflüchteten Bewohnern in Verbindung zu treten.

Da er genau wußte, daß wir dauernd von Spionen, welche bei solchen Gelegenheiten in der Nähe der Wohnstellen zurückgelassen werden, umgeben waren, so ließ er die Träger, die er heute beaufsichtigte, vorausmarschieren. Er selbst aber legte sich mit einigen Askaris am Wege in den Hinterhalt, um das Hervorkommen eines solchen zu erwarten. Kaum hatte der letzte Träger das Dorf verlassen, als auch schon ein solches Exemplar behutsam aus einem Busch schlüpfend, bis an die Zähne bewaffnet, auf dem Plane erschien. Im Handumdrehen hatte man ihn beim Wickel, schleunigst seines Arsenals aller möglicher Waffen beraubt, bekam er, nachdem ihm die Arme auf dem Rücken zusammen gebunden waren, eine Leine um den Hals, und mußte im Geschwindschritt zwischen zwei Askaris der Kolonne folgen. Als wir um 10^{15} V. den Ort unserer Bestimmung Utschembe erreichten, und sich derselbe ebenso verlassen zeigte, wie die bisher gesehenen (alles bis auf einige alte Weiber hatte das Feld geräumt), war auch schon Ehrhardt mit seinem Gefangenen zur Stelle. Das Schauri konnte wegen Mangels an Beteiligung nicht statt-

finden und Grasz begnügte sich damit, den Gefangenen und die alten Weiber auszufragen und ihnen zu versichern, daß ihnen nichts böses geschehen sollte, wenn sie dafür sorgten, daß auch die übrigen Bewohner des Dorfes zum Schauri kämen. Es stellte sich bald heraus, daß die Hauptübeltäter gar nicht in diesem Orte, sondern in Kisanga zu Hause waren. Es gelang auch noch am selben Nachmittage, eine größere Menge der Bewohner zusammen zu trommeln und in einem ziemlich länglichen Schauri die Namen der Leute festzustellen, welche schuldig waren, und den Ort, wo sie wohnten.

Mit rührender Geduld arbeiteten Grasz und Baumstark daran, diese verstockten und verlogenen Gesellen zum Sprechen zu bringen. Manchmal gelang es nur durch List und Versprechungen ganz besonders hartnäckige Schweiger zu Geständnissen oder Aussagen zu bewegen. Schließlich war aber der Tatbestand, den Grasz ja vorher schon annähernd gekannt hatte, doch so klar, daß wir nur noch nötig hatten, die verschiedenen Herrschaften dingfest zu machen. Daß dieses kein leichtes Unternehmen war, wird der Leser aus vorstehenden Ortsschilderungen schon selbst geschlossen haben. Die Festnahme sollte schon am nächsten Tage stattfinden, es wurden deshalb in einem längeren Kriegsrat die Maßnahmen beschlossen, die anzuwenden seien. Der Befehl lautete: Feldwebel Richter macht sich mit 25 Askaris sofort auf und marschiert auf weiten Umwegen, um die Spione zu täuschen, nach Kisanga, wo er um

Mitternacht das Haus des Mörders und die der Mitschuldigen zu überraschen sucht, um die Bewohner zu fangen. Unteroffizier Ehrhardt bekommt den Auftrag hier in Utschembe die Frevler, die natürlich beim Schauri nicht erschienen waren, zu fassen. Und zwar sollte Ehrhardt am nächsten Morgen beim Aufbruch sich mit seinen 25 Askaris dem Marsche der Hauptmacht nach Kisanga anschließen, aber nach etwa einer halben Stunde möglichst unbemerkt sich seitwärts in die Büsche drücken, dort einige Stunden verborgen stilliegen und dann zu günstiger Stunde nach Utschembe zurückkehren. Bei guter Ausführung dieser Kriegslist mußte er aller Voraussicht nach die Verbrecher in ihren Wohnungen antreffen.

Der Abmarsch erfolgte am 5. Juli um 1 Uhr morgens. Wir fanden auf dem Marsche alle Dörfer verlassen. Unteroffizier Ehrhardt verschwand mit seinen Askaris unauffällig nach seitwärts. Wir kamen schon um 8^{30} V. in Kisanga an und wurden von Richter empfangen, der vollen Erfolg gehabt hatte. Der Mörder des Askaris hatte mit vier Gefährten seiner Gefangennahme bewaffneten Widerstand entgegen gestellt; er war in dem entstehenden Handgemenge von den Askaris mit einem seiner Genossen erschossen worden, die übrigen hatten sich, nachdem noch einer verwundet war, Richter ergeben; zwei von den Askaris waren gleichfalls verwundet. Dr. Neubert trat in Tätigkeit. Von den übrigen Verbrechern hatte Richter sieben Stück an der Kette. Der Überfall war um 1 Uhr nachts ausgeführt und

vollständig geglückt. Die Gefangenen, wahre Galgengesichter, verlangten lustig und guter Dinge etwas zu essen, obgleich sie wußten, daß sie an die Küste vor den Oberrichter geschleppt werden würden, der ihnen sicherlich ordentlich Zwangsarbeit aufbrummt. Schon gegen Mittag erschien auch Ehrhardt mit einer ganzen Galerie von Galgenvögeln an der Strippe. Unsere Kettensammlung wurde also komplettiert. Bei Ehrhardts Expedition war alles in Frieden abgelaufen, die Kerle waren teils in ihren Hütten, teils im Dorfe von den Askaris einzeln aufgegabelt worden. Sehr zufrieden war Grasz, daß jetzt die Unruhe in seinem Bezirk wohl ihr Ende erreicht haben würde, da die Hauptkrakeler alle auf lange Zeit an der Küste zwangsweise Beschäftigung finden. Ehrhardt schilderte das Benehmen der Frauen und sonstigen Verwandten während der Gefangennahme ihrer Männer, Väter etc. als äußerst gleichgültig. Nicht eine der liebenden Gattinnen äußerte auch nur das geringste Gefühl bei der Szene, obgleich sie doch glauben mußten, daß sie ihre Männer in diesem Leben wohl zum letzten Male sahen. Es gibt ja so unendlich viele Männer in der Welt!

Kapitel III.

Rückmarsch — Die Bewaffnung der Askaris — Gefechtsübungen — Bau einer Boma — Das Seitengewehr beim Askari — Ein Skorpion.

Da mit der Gefangennahme der Übeltäter der Zweck unserer Expedition erfüllt war, und der Bezirksamtmann unserer nicht mehr bedurfte, so wurde der Rückmarsch in Aussicht genommen. Um aber die heilsame Wirkung der Strafexpedition auf die Bevölkerung noch zu steigern, beschloß Baumstark in Kisanga noch einen Ruhetag zu verleben. Grasz blieb auch noch dort, da alle bei dem Sonderunternehmen beteiligten Askaris, sowie auch Richter und Ehrhardt tüchtig abgehetzt waren. Wir hatten Scheibenmaterial mitgenommen, und Baumstark beschloß, die Gelegenheit zu einem Scharfschießen der Askaris im Gelände auszunutzen. Von dem Gedonner, das die neunzig Askaris bei dieser Gelegenheit vollführten, haben die Kinder der ganzen Umgegend, soweit sie nicht geflüchtet waren, gewiß noch lange gesprochen. Die Treffresultate, die nachher aufgenommen wurden, waren über-

raschend gute. Ich glaube kaum, daß bei uns zu Hause bei der Infanterie besser geschossen wird. Sodann wurden Gewehre gereinigt und Vorbereitungen zum Appell für morgen getroffen. Wir bedauerten beim Essen sehr, daß wir unseren lieben Grasz nur in mit Rotwein verdünnter Kokosmilch abfeiern konnten.

Beim Appell am nächsten Morgen wunderte ich mich über die tadellose Sauberkeit der Askarigewehre. Der Askari behandelt sein Gewehr wie wir gemeiniglich ein wertvolles Andenken, z. B. die schöne goldene Uhr von Großpapa, behandeln. Er poliert und wischt so lange, bis alles blitzt, manchmal auch solche Stellen, die nicht blinken sollen; das Blenden des Korns im Sonnenschein stört seine Affenaugen nicht im mindesten.

Die Bewaffnung der Askaris ist eine gute, ich möchte aber eine nach meiner bescheidenen Ansicht weitaus wirkungsvollere vorschlagen. Ich glaube auch, daß das klobige Bleigeschoß gegenüber dem 8 mm-Mantelgeschoß für unsere ostafrikanischen Verhältnisse bei weitem den Vorzug verdient. Man gebe unseren Soldaten statt Mod. 71 Mod. 71/84, also ein Repetiergewehr, das die bisherige Patrone schießt, in die Hand. Hiergegen wird man einwenden, daß dieses zu empfindlich für die Hand des Schwarzen ist und daß im Gefecht zu leicht Patronenverschwendung eintreten wird. Ersteren Einwand möchte ich damit entkräften, daß, bei der vorzüglichen heutigen Ausbildung und Disziplin, der Askari sehr

wohl im Stande ist, den doch nicht allzuschwierigen Repetiermechanismus zu begreifen und ihn zu rechter Zeit zu verwenden. Aber auch den Fall angenommen, es würden wirklich mehr als jetzt Gewehre unbrauchbar, was würde das viel schaden? Dieses für europäische Verhältnisse veraltete Gewehr liegt mit Millionen von Patronen zu vielen Tausenden auf den Kammern, wahrscheinlich doch für immer. Ich glaube kaum, daß auf Schlachtfeldern diesseit des großen Wassers je wieder auch nur irgend eine Formation mit rauchstarkem Pulver kämpfen wird.

Was nun die Patronenvergeudung anbetrifft, so glaube ich nicht daran. Es wird heute wie zur Zeit des Aufstandes 1888/89 im Gefecht meistens mit Salven gearbeitet, um die sehr schwierige Feuerleitung stets fest in der Hand zu behalten. Daß das Gewehr im hohen Grade brauchbar für den Krieg auch in der Hand schwarzer Soldaten ist, hat doch wohl die in ihrer Art einzig dastehende Emin Pascha-Expedition der Herren Dr. C. Peters und Lt. A. von Tiedemann bewiesen. Ohne M. 71/84, von denen außer vielen Vorderladern nur 17 Stück vorhanden waren, wäre das kleine Häuflein der Petersstreiter wohl ebenso wie viele sechs- bis zehnfach so starke gut bewaffnete Araberkarawanen von den Masais elendiglich aufgerieben worden. Das Trüppchen aber nur mit Einzelladern ausgerüstet, hätte selbst die für jeden Soldaten vorbildliche Energie des Dr. Peters wohl schwerlich bis nach Uganda führen können. Ob die Zelefski-Expedition, wenn außer den wenigen

weißen Unteroffizieren auch die vielen Askaris sofort pro Nase statt eines Schusses zehn zur Hand gehabt hätten, nicht anders verlaufen wäre, wage ich nicht zu entscheiden. Tatsache ist, daß jeder einzelne Mann mit M. 71/84 für kurze Zeit, und um die handelt es sich bei ostafrikanischen Uberfällen, doch wohl meistens sofort ohne Laden die vielfache Feuerkraft zur Stelle hat. Das spätere Einzelladen wird dabei in keiner Weise beeinträchtigt. Unser Askari ist heute dem Schensi gegenüber sehr überlegen. Mit 71/84 ausgerüstet wird er, was wir doch wollen, unüberwindlich sein.*) Die Schwerpunktsverlegung am Gewehr beim Ausschießen des Magazins wird für die kurzen Entfernungen, auf denen meistens die Entscheidung fällt, ganz gleichgültig sein.

Doch nach der Abschweifung zurück zur Expedition. Da Baumstark seine Kerle stramm in der Zucht hielt, wurde ganz wie in der Heimat nach dem Appell gleich ein kräftiges Strafexerzieren einer Anzahl von Leuten abgehalten, auch wurden noch andere Strafen verhängt. Am 7. Juli um 3^{30} erfolgte der Abmarsch. Der Bezirksamtmann begleitet uns noch ein Stück des Weges, er kann Kisanga noch nicht verlassen, da

*) Der für uns günstige Verlauf des jetzigen Aufstandes spricht nicht gegen obige Anführungen. Vielleicht wären die wenigen den Aufständischen gelungenen Überfälle (Niedermetzeln des Bischofs und des Stabsarztes) bei anderer Bewaffnung der Askaris auch abgeschlagen worden. Nach wie vor werden in dem großen Reiche Situationen, in denen schwache Askaripatrouillen ungezählten Waschensi gegenüberstehen, nicht zu vermeiden sein. Da nun die Kopfstärke der Truppe nicht erhöht werden soll, steigere man den Gefechtswert des einzelnen Mannes.

sein Verwundeter nicht transportfähig ist. Schließlich müssen wir uns von ihm trennen. Wir alle werden an die schönen Tage denken, die wir mit ihm auf dem Kriegspfade verleben durften. Bald überschritten wir die Grenzen des Bezirks Mohoro und befanden uns wieder auf heimatlichem Boden, Bezirk Daressalam. Auf den Wegen stand noch viel Wasser. Die Dörfer waren nach wie vor verlassen. Unsere Verpflegung mußte stets requiriert werden. Besondere Liebe scheinen die Bewohner dieser Gegenden der deutschen Schutzherrschaft nicht entgegen zu bringen. Baumstark beschließt, um den Marsch interessanter zu machen, und um die Askaris weiter auszubilden, morgen unterwegs kleine Gefechtsübungen abzuhalten. Beim Essen bekam jeder zur Kokosmilch nur zwei bis drei Eßlöffel voll Rotwein, das Getränk wird auf diese Weise immer bekömmlicher. Ich glaube, Baumstark, wie wir alle, tränke lieber Rotwein mit drei Löffeln Kokosmilch verdünnt, welche Mischung auch sehr gut zu vertragen ist.

Freitag den 8. Juli. Abmarsch um 6 Uhr V. Willmann bekommt den Auftrag, mit der einen Hälfte der Askaris zurückzubleiben. Er soll das Detachement, wenn es um 8 Uhr frühstückt, überraschend angreifen. Alle scharfen Patronen werden abgenommen, dafür Platzpatronen ausgegeben. Der Überfall gelingt zu Baumstarks Zufriedenheit. Ich ernenne mich zum Schiedsrichter und schwätze klug. Jetzt übernimmt Baumstark die ausgeruhte Hälfte der Askaris, rückt ab und will die Kolonne, welche

nach einer halben Stunde aufbricht, auf dem Marsche überfallen. Der Überfall wird abgeschlagen, und wir verfolgen den Gegner, der sich immer wieder vorlegt, bis zum nächsten Lagerplatz bei Tundu, wo wir 12^{45}, halb geschmort, ankommen. Von hier aus sendet Baumstark Meldung ans Kommando in Daressalam, daß wir am 11. dort eintreffen werden.

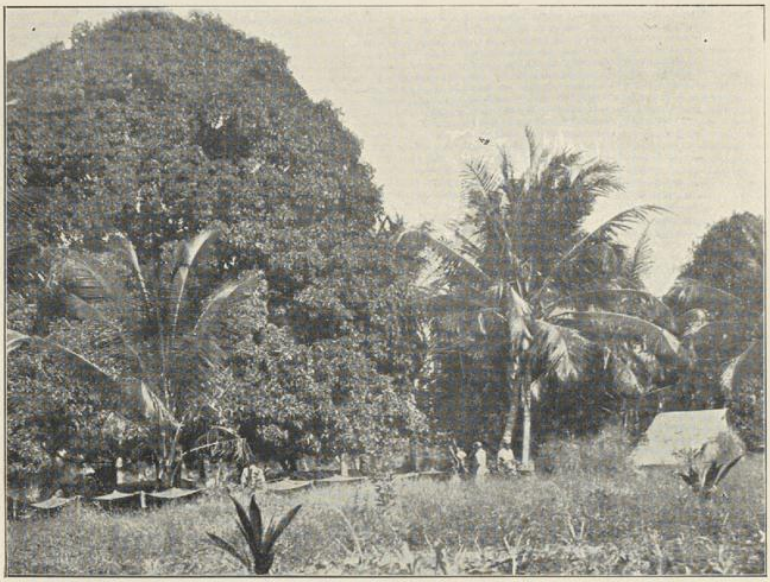
Fast alle Wege sind für unsere Begriffe ganz unbeschreiblich. Man denke sich eine hügelige Landschaft mit buchstäblich undurchdringlichem, 12 Fuß hohem Buschwerk und dornigem Gestrüpp bewachsen. Außer auf dem sogenannten Wege gibt es keinen Eingang in diese Wildnis; ohne einen eingeborenen Führer würde man ihn wahrscheinlich nur durch Zufall auffinden. Der Buschpfad ist gerade so breit, daß ein Mann aufrecht gehen kann, ohne an den Seiten hängen zu bleiben, die Träger müssen die langen Zeltlasten und übrigen Gepäckstücke mit der Richtung der Marschstraße in Übereinstimmung bringen, wenn sie nicht festsitzen wollen. Jetzt steigt der Pfad etwas an und auf einmal gehen wir nicht mehr auf flacher Erde, sondern in einem Graben mit steilen, steinharten Rändern. Die Grabensohle ist stellenweise kaum sechs Zoll breit, das heißt, der Europäer ist tatsächlich gezwungen beim Gehen den einen Fuß mit dem dicken Stiefel vorsichtig um den anderen herumzuführen, um nicht zwischen den 0,30 bis 1 m hohen steilen Böschungen ins Stolpern zu kommen. Daß diese Gehweise auf die Dauer anstrengend ist, leuchtet ein. Für den meist einwärts

gehenden Schwarzen ist sie normal. Auf den Rändern des Grabens kann man auch nicht fußen, denn die Bewachsung erstreckt sich in echt afrikanischer Üppigkeit bis hart an den Graben. Ich habe mir an verschiedenen Stellen die Frage vorgelegt, ob große Pferde, wie wir sie in Deutschland haben, diese Engpässe durchschreiten könnten und bin der hohen, steilen Böschungen wegen zu der Ansicht gekommen daß es nicht möglich sei. Daß Pferde viele von den Kletterpartien, die an anderen Stellen zu überwinden waren, nicht hätten leisten können, ist meine Überzeugung. Unsere Maultiere und Esel mit ihren kleinen Hufen überwanden, nachdem die Reiter natürlich längst abgestiegen waren, von Askaris geführt und gezogen, diese Hindernisse spielend. Ich möchte hinzufügen, daß die Wege, auf denen sich unsere Expedition bewegte, fast ausschließlich Schensi-Wege waren, also Richtwege für Schwarze. Die großen Karawanenstraßen, die ja auch nicht berühmt sind, wurden selten berührt.

Wie ist nun ein solches Gelände in militärischer Hinsicht einzuschätzen? Ich glaube nicht, daß die Marschkolonne auf oben beschriebenem Wege von der Seite aus leicht durch Schwarze überfallen werden kann. Der unbekleidete Körper und besonders die bekannte Empfindlichkeit gegen Dornen werden ihn verhindern, sich außerhalb des Weges im dichten Buschwalde aufzuhalten. Ich glaube sogar, daß sich unser Askari, durch den sehr widerstandsfähigen Khakianzug und die starken Stiefel geschützt, dort

Zu Seite 10.

Lager unter Palmen.



Zu Seite 16.

Lager unter Mangos und Palmen.

gewandter bewegen wird, als der Schensi. Sehr viel geeigneter für den Überfall ist die Grassteppe. Da das Gras bis zu 2 m hoch wird, völlig gegen Sicht schützt und dabei gut durchschreitbar ist, so sind hier alle Bedingungen, große Massen unsichtbar nahe der Marschstraße unterzubringen, erfüllt. Aber auch hier vermag der vorsichtige Führer sich gegen unliebsame Überraschungen ziemlich zu sichern, indem er entweder von der eigenen Truppe Leute bei der Spitze rechts und links des Weges einzeln weit ausschwärmen läßt, oder zu dieser sehr anstrengenden Arbeit die sogenannten Hilfskrieger, deren Gefechtswert ein minimaler ist, in Tätigkeit setzt. Als Hilfskrieger verwendete die Wißmann-Truppe gern die Leute der befreundeten Sultane oder Jumben, die besonders auch beim Nachhauen von unschätzbarem Wert waren.

Ankunft in Dondwe 11^{20} V. Von hier aus sende ich an Bretschneider in Daressalam Nachricht, daß er mir morgen nach Kiwule, wo wir lagern werden, einen Träger mit einer Last deutschen Bieres und einigen anderen Kleinigkeiten senden soll.

Sonntag den 10. Juli Abmarsch 5^{20} V. Baumstark und Willmann sind unermüdlich mit Askarigefechten im Gange, der Doktor und ich lassen uns keineswegs in unserer Behaglichkeit stören. Während die beiden im Schweiße ihres Angesichts im Busch und der Steppe herumfechten, sitzen wir gemütlich auf unseren friedlichen Streithämmeln, essen und kritisieren. Nachher soll zur Übung der Askaris eine starke Dornen-Boma gebaut werden.

11^{30} V. Ankunft in Kiwule. Hier ist in bester Weise für unseren Empfang gesorgt, Essen für Askaris und uns in Fülle vorhanden und sauber aufgeschichtet. Nach dem Einrücken beginnt Baumstark sogleich den Kreis abzuschreiten, der durch die Boma umfriedigt werden soll. Er hat etwa fünfzig Schritt im Durchmesser und schließt drei große Bäume ein. Nachdem die Askaris die Gewehre zusammengestellt haben, werden sie bis auf die Lagerwache, mit Haumessern und den Seitengewehren bewaffnet, in die Umgebung geschickt um Dornenbäume zu fällen. Es ist überraschend, mit welcher Gewandtheit und in welch kurzer Zeit ein Askari mit dem kleinen Seitengewehr ganz gehörige Bäume zur Strecke bringt. Mit dem Beil (auch leichtem) arbeitet der Schwarze nur ungern und ungeschickt. Es ist ihm zu schwer, um längere Zeit damit zu hacken. Das Haumesser und namentlich das Seitengewehr ist sehr beliebt. Ein Kompagniechef bei uns würde zweifellos einen Anfall bekommen, wenn er ein solches nach jahrelangem Gebrauch einmal zu sehen bekäme. Indessen ist es so ausgezeichnet gearbeitet und aus so gutem Stahl, daß es eine dauernde kräftige Benutzung aushält, auch zu jeder Arbeit. Ich habe Askaris mit dem Seitengewehr Halswirbel und starke Rippen von Gnus, ja von Nashörnern so geschickt zerschlagen sehen, wie es bei uns der Fleischer bei ähnlich starken Knochen nur mit der schweren Axt leisten könnte. Der Stahl wird durch den dauernden Gebrauch und das ewige Schleifen (Schleifen eines

Seitengewehres!) schließlich so schmal wie ein gewöhnliches Taschenmesser. Der Kenner wird das Kompliment vor deutscher Arbeit aus obigem heraushören.

Nach einiger Zeit kamen von allen Seiten die Askaris zurück zu je drei oder vier, einen von den in ganz Afrika in üppiger Fülle wachsenden Dornbäumen im Schlepptau. Diese Bäume wurden nun mit den Stämmen nach innen in den bezeichneten Kreis gezogen, so daß die dornige Krone nach außen liegend ein stachliges Hindernis bot. Alle Zwischenräume und Lücken in der Umwallung wurden peinlich genau mit kleinerem Buschzeug ausgefüllt. An zwei Stellen blieben Durchgänge offen, welche erst am Abend, als Baumstark Feierabend ansagte, durch das Hineinziehen besonders großer und buschiger Bäume geschlossen wurden. Als die Boma fertig war und von Baumstark besichtigt wurde, hatten wir alle den Eindruck, daß sie einem Angreifer schwarzer Hautfarbe auch in großer Überzahl ein nicht zu bewältigendes Hindernis sein würde, besonders auch durch den Umstand, daß die Askaris von innen mit sehr wenig Hinderung durch den ein bis zwei Mann hohen Dornenwall hindurchschießen konnten.

Im Laufe des Nachmittags kam ein Bote vom Kommando mit Nachrichten und was uns allen viel wichtiger war, eine schöne Last Bier von Bretschneider aus Daressalam. Die verdünnte Kokosmilch war uns auf die Dauer doch etwas auf gewisse Nerven gegangen. Nach dem Essen brachte ein

Askari mir einen 1½zölligen Skorpion, der, wie der giftige Hundertfuß, glücklicherweise nur selten in die Erscheinung tritt. Um mich persönlich von seiner Giftigkeit zu überzeugen, ohne jedoch meine eigene Haut in Gefahr zu bringen, faßte ich ihn sorgfältig mit einer langen Pinzette, die ich zu derartigen Experimenten stets in der Tasche trug, vorsichtig an und setzte ihn unter ein Wasserglas. Nun suchte ich eine von den großen Spinnen, die hier in Walnußgröße und stärker vorhanden und eben nicht selten sind. Diese gesellte ich zu ihm. Zuerst wollte das Experiment nicht recht gelingen, da die beiden Gefangenen eine ungeheure Hochachtung vor einander zu haben schienen. Aber schließlich gelang es doch eine Annäherung zu bewerkstelligen, und paff hatte die große Spinne einen Hieb mit dem Schwanz, an dem der Stachel des Skorpions sitzt, weg. Fast augenblicklich war die Wirkung. Nur noch einige kurze Bewegungen mit den Beinen und hinüber ins bessere Jenseits war die Spinne. Der Skorpion hob zu dem Hieb, während er den Gegner mit den Zangen festhielt, den Schwanz im Bogen über den Rücken nach vorn, als ob er sich auf dem Kopfe kratzen wollte, so daß die Hiebe mit dem Stachel rechts und links vom Kopf nach vorn zielten. Es machte den Eindruck, als wenn er eigentlich nur alles, was sich seinem Kopfe näherte, mit einem kräftigen Schwunge fortschleudern wollte, wobei dann der Stachel selbsttätig in Funktion trat. Der Schwanz, wie der ganze Körper des Skor-

pions sind mit einem harten Hornpanzer bekleidet, und ich glaube, daß andere Tiere ihn nicht leicht verletzen können. Er selber verfügt jedenfalls über eine Kraft, die als nicht gewöhnlich bezeichnet werden kann, und über die ich mich wundern mußte.

Des Nachts alarmierte Baumstark die kleine Garnison, nachher revidierten er und Willmann, mit großen Stallaternen bewaffnet, ob die Askaris sich auch alle an den richtigen, für den Alarm vorgeschrieben Plätzen mit schußfertigem Gewehr eingefunden hatten. Und siehe da, es klappte alles wunderschön. Zur Belohnung der Askaris, die noch an der Umzäunung kauerten, und damit die ganze Reise einen würdigen kriegerischen Schluß bekam, gab Baumstark die letzte Runde Platzpatronen, extra für diesen Zweck aufbewahrt, in einer Salve ab. Prächtig machte es sich, als die neunzig weißen Feuerstrahle mit ungeheurem Gedonner gleichzeitig in die schwarze Nacht hinein sich ergossen und nicht einer von den neunzig Kerlen klappte trotz der Schlafenszeit mit der Abgabe seines Schusses hinterdrein, wohl aber fielen einige Affen, im Schlafe gestört, mit nichtswürdigem Gezeter, aus den Wipfeln der nächsten Bäume auf die Erde.

Am 11. Juli morgens Abmarsch sehr früh. Einige Kilometer vor Daressalam trafen wir auf die Musik, die Freiherr v. Schleinitz uns entgegengeschickt hatte. Es wurde nun auf der breiten Straße die richtige Marschkolonne formiert und mit Musik und Trara

unter dem betäubenden Getriller der Weiber, besonders dem der besseren Hälften der Askaris, hielten wir, von allen Seiten fröhlich begrüßt, unseren Einzug in die Kapitale, von deren Fleischtöpfen und sonstigen Genüssen wir zwölf Tage entfernt gewesen waren. Am Abend fand natürlich eine gewaltige Feier im Kasino statt, bei der Baumstark zum Schluß auf allgemeinen wiederholten Wunsch uns ein echtes Masai-Kriegsgeheul zum besten gab, was er am natürlichsten konnte, da er früher mehrfache sehr unangenehme nächtliche Angriffe von diesen den Wahehe an Wildheit gleichkommenden Kriegern abzuwettern gehabt hatte. In einem Falle verdankte Baumstark seine und seiner Leute Rettung, als er abends nicht mehr Zeit gehabt hatte, eine Dornenboma zu bauen und die Masais schon in sein Lager eingedrungen, seine Askaris aber teilweise schon ausgerissen waren, nur dem Schnellfeuer aus einem Winchester Repetiergewehr.

Kapitel IV.

Vorbereitungen zur Reise ins Innere — Deutsche und englische Rupies — Von Mombasa nach dem Viktoria Nyanza — Die Uganda-Bahn — Die Station Schirati — Jagd auf Krokodile.

Jetzt wurde es Zeit an meine Jagdtour zu denken. Baumstark und Wendland fuhren am 4. August nach Deutschland auf Urlaub und ich beschloß mit ihnen zusammen die Reise bis Mombasa zu machen, von wo aus ich dann die Uganda-Bahn bis nach Kissumu (Port Florence) am Viktoria Nyanza zu benutzen gedachte.

Durch die gütige Vermittlung des Hauptmann Carisius erhielt ich einen sogenannten Frühstückskorb, welcher mir später auf Safari unentbehrlich werden sollte. Er enthielt in wasserdichter Umhüllung alles, was drei bis vier Personen täglich zum Essen gebrauchen: Teller, Tassen, Gläser, Bestecke, Büchsenbrecher, Korkzieher etc., auch konnte man einige Flaschen Wein und ein üppiges Frühstück darin unterbringen. Tippelskirch, von dem meine übrige Ausrüstung stammte, hatte vergessen mir dieses sehr

notwendige Stück mitzugeben. Ich möchte hier gleich bemerken, daß die übrigen Sachen, wie Zelt, Tisch, Stühle, Lampen, weiße und Khakianzüge etc., von ganz vorzüglicher Beschaffenheit und sehr zweckmäßig waren.

Da Baumstark seinen sehr guten Koch Omari unbeschäftigt zurückließ, so bemühte ich mich, diese Perle für meine Reise ins Innere anzuwerben, was mir schließlich auch gelang. So hatte ich schon zwei erprobte und sehr brauchbare Boys. Den sogenannten Hilfsboy ließ ich durch Hanibal anwerben, auch mit ihm konnte ich ganz zufrieden sein. Auf diese Weise fand sich meine Dienerschaft schon in Daressalam zusammen, was auch nötig war, da in Schirati am Viktoria-See in der Wildnis, von wo aus ich ins Innere gehen wollte, weder ein erfahrener Boy noch Koch zu haben war. Meine Expeditionsverpflegung kaufte ich unter Baumstarks Überwachung bei Bretschneider, der neben einer großen Apotheke auch ein reich versorgtes Lager an Konserven und allen sonstigen Ausrüstungsgegenständen besitzt. Bei ihm kann man herrliche Schinken und Mettwürste kaufen, die durch eine besondere Verpackung allen Hitzegraden der afrikanischen Sonne gewachsen sind. Alle meine Einkäufe wurden bei Bretschneider in Lastenkisten fertig für den Marsch verpackt, so daß ich nur verschwindend wenig Schererei von der ganzen Sache hatte.

Meine Getränke bezog ich aus dem Kasino. In der deutschen Kolonie hat man dankenswerter Weise so geniale Zollvorkehrungen getroffen, daß der fran-

zösische Sekt kaum merklich teurer ist wie der deutsche, so ist die Überlegung, ob echt oder künstlich, sehr schnell erledigt. Ich ließ mir Moët, eine ziemlich herbe Marke, die vorzüglich schmeckte, einpacken. Den Versand aller dieser Ausrüstungssachen nach Schirati übernahm unsere Hamburger Groß-Firma Hansing & Co. Auch mein Geld ließ ich durch Hansing nach Mombasa überweisen, um überflüssige Schlepperei zu vermeiden, da deutsche Rupies, wegen ihrer Minderwertigkeit gegenüber den übrigen Rupies aus Indien, Zansibar und Englisch-Ostafrika, dort nicht in Zahlung genommen werden. Es ist nicht recht erklärlich, weshalb die neu geprägten deutschen Rupies sich nicht dem Wert der in einem großen Teil der östlichen Welt bekannten und verbreiteten Rupies angeschlossen haben. So entwickelt sich im unvermeidlichen Verkehr mit den englischen Besitzungen, die doch so unendlich viel größer und älter sind wie die deutschen, eine ständige höchst unbequeme Rechnerei, dabei sind für den Bedarf unseres Teils von Afrika noch nicht einmal genug deutsche Rupies vorhanden. Man bedenke die Arbeit für den Reisenden, der von einer deutschen Station am Viktoria-See, der gebräuchlichen Route folgend, mit dem englischen Schiffe nach Port Florence und von dort nach Mombasa fahren will und sich z. B. in Muanza tausend Rupies Reisegeld von der Stationskasse auszahlen läßt. Er muß jetzt tatsächlich in seinem Zelt die tausend großen Silberstücke (Papiergeld und Gold ist nicht vorhanden) aus dem Sack

auf sein Bett schütten, um bei drückender Hitze in mühsamer Arbeit die Schäflein von den Böcken zu scheiden, will sagen, die englischen von den deutschen Rupies zu trennen. Im deutschen Innern kommen die Münzen gemischt vor und sind sich leider verzweifelt ähnlich. Aber der Inder, der am Billettschalter in Kissumu oder Mombasa die Reisegelder in Empfang nimmt, weist jede deutsche Rupie mit unendlicher Geringschätzung zurück und man kann froh sein, wenn man schnell genug englische zur Stelle schaffen kann, um nicht gar den nur zweimal wöchentlich fahrenden Zug zu verpassen. Der Schalter wird erst eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges geöffnet und ist dann umlagert. Dazu kommt, daß häufig einige der mühsam geordneten Geldstücke als falsch erkannt und verweigert werden. Wären Mark und Pfennige in Deutsch-Ostafrika zur Einführung gelangt, so hätte man die Abweichung von der Landesmünze verstehen können. Diese minderwertigen Rupies aber sind unverständlich und ungeschickt.*)

Alle Reisevorbereitungen waren getroffen. Freiherr von Schleinitz hatte mir noch zu dem meinigen ein großes webersches Tellereisen für Löwen und Leoparden mitgegeben, auch hatte er in meinem Interesse nach Schirati geschrieben, daß man mir dort nach Kräften helfen solle. Von anderer Seite erhielt ich zwei Wassersäcke, von denen später noch

*) Inzwischen ist durch die Hellerrechnung die Geschichte noch unbequemer gemacht worden.

ausführlicher die Rede sein wird. Durch Baumstark hatte ich in Daressalam den Prospektor Herrn Arndt kennen gelernt, der auch die Reise bis zum Nyanza zu machen gedachte. Herr Arndt befand sich ununterbrochen seit etwa zwanzig Jahren in Süd- und Deutsch-Ostafrika und hatte daher eine ganz ungewöhnliche Kenntnis des Landes. Er war es, der die Goldfelder bei Ikoma entdeckte, die jetzt ihrer Ausbeutung entgegengehen. In der langen Zeit seiner afrikanischen Tätigkeit hatte Arndt nur einmal den Wunsch gehabt, sein altes deutsches Vaterland wiederzusehen und war auch richtig abgefahren. Als er jedoch Lissabon erreichte, war sein Heimweh nach dem schönen Afrika so stark geworden, daß er dort ausstieg und mit dem nächsten Schiffe wieder nach seiner zweiten wahren Heimat zurückkehrte. Arndt hatte versprochen, in Mombasa auf mich zu warten, um von dort die Reise mit mir zusammen fortzusetzen.

Ich übergehe die kurze Seefahrt von Daressalam nach Mombasa und nehme mein Tagebuch nach Landung dort wieder auf. Arndt kam am Morgen des 7. August in Kilindini (Hafen Mombasas für größere Schiffe) zu mir an Bord, um mich liebenswürdigerweise abzuholen. Wir feierten noch einmal gründlich Abschied von Baumstark und Wendland, von denen der erstere, das sah ich ganz deutlich, am liebsten hier geblieben und sofort wieder mit ins Innere aufgebrochen wäre. Noch ein letzter Händedruck — und los gondelte unser Ruderboot

dem Lande zu. Kurzer Aufenthalt am Zoll, wo durch Arndts Vermittlung alles überraschend schnell ging. Ankunft in Meyers Hotel, wo gutes Unterkommen, nicht teurer wie in Deutschland. Nachmittags Besuch bei Hansing, um Geld zu holen.

Am 8. August Abfahrt mit der Uganda-Bahn nach Kissumu. Hätte ich nicht den ehrlichen Hanibal zum Zählen der schmutzigen Rupies gehabt, hätte Herr Arndt sich nicht meiner Koffer angenommen, so stände ich, glaube ich, heute noch am Schalter des Bahnhofs und redete hindostanisch mit dem schäbigen Billett-Inder. Glücklicherweise hatte Hansing mir nur englische Rupies in den großen Sack gesteckt, so daß wenigstens das geradezu ehrenrührige Zurückweisen der deutschen Rupies vermieden wurde. Schließlich ging auch dieser wenig schöne Moment vorüber und Arndt und ich hatten uns bald behaglich in einem Coupé I. Klasse eingerichtet. Meine Haustruppen in Gestalt der Boys mit unzähligem Gepäck — Omari hatte ein großes Federbett bei sich, was mir um so wunderlicher erschien, als ein derartiges Ausrüstungsstück hier gar keine Existenzberechtigung hat — hatte ich in der dritten Klasse untergebracht. Nach Arndts Beispiel kaufte ich vor der Abfahrt noch ein großes Bündel Bananen, welche man hier an der Küste, wie ebenfalls an der Endstation am See bekommen kann, welche aber sonst während der ganzen Reise nirgends zu haben und sehr gesucht sind.

Unser Abteil war mit sechs Sitzplätzen auf zwei

ledergepolsterten Bänken versehen, welche in der Zugrichtung an den beiden Außenwänden angebracht waren. Es ließ sich auf der rechten Fahrtseite in halber Höhe des Coupés durch Herausklappen eine ähnliche Schlafbank konstruieren, wodurch drei Menschen in dem Raum bequem schlafen konnten. Was aber mit den übrigen drei Reisenden während der Nacht angefangen werden sollte, darüber schwieg englische Höflichkeit. Da für die 50stündige Fahrt jeder Reisende sein Bettzeug, Decken, Koffer etc. bis zu 100 Pfund Gewicht frei mit in das Coupé nehmen durfte und der Kälte auf der Paßhöhe wegen auch mußte, also auch der Fußboden mehr wie besetzt war, so hätte man die übrigen drei Reisenden vielleicht während der Nacht zum Fenster hinaushängen können. Wir hatten das Glück auf der ganzen Reise allein zu bleiben.

Sehr praktisch und echt englisch war die Einrichtung der Stationen, auf denen die Reisenden ihre Mittagsmahlzeiten einnehmen sollten. Ein einfaches Wellblechgehäuse, für einige tausend Rupies in die Wildnis gebaut, war für diesen Zweck durchaus genügend und zweckentsprechend. Es hatte kein Mensch daran gedacht, große Steinhäuser an Orten zu bauen, von denen man nicht wußte, ob nicht eines schönen Tages die ganze Herrlichkeit zu Ende sein würde, und die achtzig bis hunderttausend Rupies gekostet hätten. Diese Blech-Häuser lassen sich im Notfall eben so leicht durch Anschlußgebäude vergrößern, wie sie sich im Falle eines Mißerfolges der ganzen Bahn-

unternehmung als Wellblech ohne viel Verlust wieder verkaufen lassen. Die Eßsäle waren geräumig und sauber, der Tisch meistens groß mit einem tadellosen weißen Tuch bedeckt. Teller, Messer und Gabeln und sonstige Geschirre waren von derselben Beschaffenheit wie sie in einem mittleren deutschen Hotel gefunden werden. Bedienung indisch oder schwarz. Das Essen war gut und reichlich, Getränke konnte man wählen; vorhanden war dem Anschein nach alles. Wir tranken meist amerikanisches Schlitzbier, welches uns sehr gut gefiel. Wenn man bedenkt, daß die Bahn 960 km lang ist und durch sehr schwieriges Gelände (ganze Gebirgsstrecken, Flüsse, sogar ein Seearm, sind zu überwinden) führt, so kann man nur vor englischer Tatkraft und praktischer Energie Hochachtung empfinden. Es ist dem Deutschen nicht zu empfehlen, sich genauer über Baudaten und über den Bahnstummel unserer Usambarabahn, an der man seit 1892 arbeitet, zu informieren.

Das Gelände in Kilometer-Breite zu beiden Seiten der Schienen ist Wildreservat. Der Erfolg dieser weisen Maßregel ist nicht ausgeblieben. Schon am ersten Tage der Fahrt konnten wir, gemütlich durchs Gelände rollend, aus unseren Fenstern afrikanisches Wild aller Arten in größeren und kleineren Rudeln ruhig sich in der Nähe der Bahn aufhaltend, sehen. Die großen Antilopen und Zebras hielten es nicht für nötig ihr sicheres Asyl am Bahnkörper für mehr als etwa auf 200 m zu verlassen, dann blieben sie ruhig stehen und ästen (ich hätte beinahe fressen gesagt)

weiter. Ich habe von Natur aus leidlich gute Augen, was aber Arndt an Ansprechen des Wildes leistete, war bewunderungswürdig. In Büschen, bei Bäumen, im halbdunklen Dickicht, zeigte er mir Tiere, welche ich ohne seine Hilfe nie aufgefunden hätte. Er war aber auch ein ganz besonders passionierter Jäger, der in früheren Jahren mit Knochenhauer, unserem erfolgreichen Elefantenjäger zusammen, manche vom Glück begünstigte Streife auf dieses Wild unternommen hatte. Am nächsten Tage sahen wir auch noch Strauße und Giraffen. Letztere rissen, auf ihren staakigen Beinen, den langen Hals vor- und rückwärts schwingend, eiligst aus.

Am 10. August Ankunft in Port Florence in Kavirondo. Wohnung beziehen wir im Boardinghaus, einem einfachen Wellblechgebäude, natürlich hat jeder Schlafraum seine Badevorrichtung. Im Hause sind etwa zwölf Zimmer vorhanden, mit je zwei nur mit Matratzen versehenen Bettstellen. In einem dieser Räume richten Hanibal und Omari mit unseren Decken und Bettlaken sehr bequeme Schlafplätze her, Moskitonetze an den Betten sind vorhanden. Wir bezahlen im Hause nur unser Essen, da die Wohnung als Zwischenwohnung zwischen Uganda-Bahn und -Schiff mit durchlaufenden Billetts für einen Tag nicht berechnet wird. Wir machen einen sehr interessanten Spaziergang über den Markt, wo Arendt und ich Pesas unter das schwarze Volk werfen, was einen sehr netten Eindruck hervorruft. Die Kawirondoleute sind zum großen Teil nur mit schöner schwarzer

oder brauner Naturfarbe bekleidet, und besonders die jüngere Weiblichkeit hat Figuren, die jederzeit zum Modell dienen könnten. Dabei sieht man manche hübsche Gesichter.

An Bord der „Sybil", einem schmucken Dampfer von 600 Tonnen, erhielten wir sehr gute geräumige Kabinen mit Bequemlichkeiten, wie ich sie in Zentralafrika nicht erwartet hätte. Das ganze Schiff blitzt von Sauberkeit und geputztem Metall, es ist eher einem Luxusdampfer, als einem Schiffe ähnlich, das einem kümmerlichen Verkehre an den Ufern des Nyanza dienen soll. Der Viktoria Nyanza, den einige deutsche Zeitungen immer wieder Nyassa nennen, obgleich dieser Name einen ganz anderen See in Afrika bezeichnet, hat die Größe des Königreichs Bayern, ist an vielen Stellen von gebirgigen Ufern eingefaßt und hat selbst für sehr große Schiffe die genügende Wassertiefe. Die nördliche Hälfte ist englisch, während die südliche auf deutschem Gebiet liegt. Auf der „Sybil" fanden wir außer dem Kapitän nur noch einen Europäer, den ersten Offizier des Schiffes, Mr. Gray, die übrigen Angestellten waren Inder; die Mannschaft bestand aus schwarzen Raharias (Seeleuten).

Am 12. August ging die Reise los. Als ich aufstand, schwammen wir schon lange auf offenem Wasser. Von der zweitägigen Seefahrt ist nicht viel zu erzählen. Die Berge, auf englischem Gebiet von rundlichen Formen, an der deutschen Küste mehr schroff und felsig, boten wenig Sehenswertes. Hier und da

ist in der Ferne ein stark umzäuntes Negerdorf auf den Gipfeln der Hügel zu sehen, aber selbst mit scharfem Glas ist von Leben, außer dem Rauch der Feuerstellen, wenig oder nichts zu erkennen. Ich bemerkte vom Schiff aus einen steil gen Himmel ragenden Felsen auf 200 m Entfernung, aus dessen Spitze dichter Rauch zu quellen schien. Als ich Arndt diese Erscheinung zeigte, erklärte er mir, daß der Rauch von einer gewaltigen Menge Mücken dargestellt würde, die um diesen Gipfel herumschwärmten. Bald darauf erschienen denn auch zwei Schwarze auf der Höhe des Felsens, welche mit leichten Körben durch die Luft fahrend Unmassen von den kleinen Tieren einfingen, aus welchen sie, nachdem sie getrocknet sind, Brot backen. Diese wunderlichen Tiere schwärmen manchmal in solchen Massen über dem See, daß man von weitem glauben muß, die bei ruhiger Luft von einem Dampfer zurückgelassene Rauchsäule über den Wassern schweben zu sehen.

Während wir an einem wunderhübschen, flachen grünen Eiland vorüberfuhren, erklärte Arndt dieses für eine schwimmende Insel, die auf dem See häufig vorkämen. Ich konnte mich nachher selbst überzeugen, daß er Recht hatte. Das Ding bewegte sich. Später holten wir noch eine schwere eiserne Tonne, die das Fahrwasser bezeichnet hatte, aber durch einen Sturm von ihrem Anker gerissen war, mit dem Dampfkrahn an Bord, um sie wieder auszulegen. Stürme gibt es auch auf dem Viktoria-See manchmal so starke, daß bei einer Gelegenheit der

Dampfer bei der deutschen Station Bukoba, welche allerdings einen sehr schlechten Hafen hat, seine Ladung nicht löschen konnte, sondern unter Verbrauch von großen Mengen von Feuerungsmaterial (Holz), welches hier sehr teuer ist,*) gezwungen war, einen Tag lang draußen gegen den Sturm anzukämpfen. Kapitän Hutton meinte, die Station müsse an einer günstigeren Stelle mit einem Hafen wiederaufgebaut werden. Peters beim Vorschlag, Emin und Stuhlmann bei der Anlage derselben haben wohl kaum mit 600-Tonnern gerechnet.

Unsere Stationen sind auf den englischen Dampferverkehr völlig angewiesen. Um diese Abhängigkeit recht klar vor Augen zu führen, nur ein kurzes Beispiel. Bevor die Uganda-Bahn den Transport aller Güter zum und vom Nyanza übernahm, konnten am See nur sehr begüterte Leute sich des Abends nach des Tages Last und Hitze eine Flasche Bier leisten. Sie mußte nämlich erst eine Reise von etwa 10—1500 km auf dem Kopfe von Trägern über Land zurücklegen, bevor sie dort hinkam, und kostete dann zwischen 8 und 10 Rupies. Meistens war Bier überhaupt nicht zu haben, weil die Kara-

---

*) Die Dampfer führen oft ihren Holzvorrat, da an Bord nicht Platz genug ist, auf großen eisernen Leichtern in Schlepptau hinter sich her. Diese Kalamität dürfte mit dem Augenblick ihr Ende erreichen, wo die Kap Kairo-Bahn von Norden her den See berührt. Ein abessinisches Kohlenlager, ich glaube das einzige, ist bereits in englischen Händen, der Zeitpunkt also nicht fern, wo Schiffe und Stationen des Sees mit abessinischer Kohle versorgt werden können.

wanen unterwegs häufig aufgehoben wurden. Jetzt kostet die Flasche Bier überall an Bahn-, wie Militärstationen am See eine Rupie gleich 1,30 Mk. Dieser Preisunterschied wird sich bei allen übrigen Gütern wohl ähnlich darstellen. Es werden jetzt alle größeren Transporte, z. B. von Maschinenteilen, Kesseln, Booten, Geldsendungen (Rupies in Lastenkisten) von Daressalam aus, selbst für die Stationen des Tanganika-Sees, trotzdem sie dreimal umgeladen werden müssen, über die Uganda-Bahn geschickt, weil sie so immer noch viel billiger sind, als auf dem Landwege.

Nachmittags legte unser Schiff sich an einer sehr gut vor Wind geschützten Stelle zwischen einer kleinen vorgelagerten Insel und dem Festlande vor Anker. Dicht vor mir hatte ich, auf der Höhe des Seeufers gelegen, die weiß glänzende Boma von Schirati, meinem Reiseziel. Von dieser nahe an der englischen Grenze gelegenen Station des deutschen Gebietes, welche über etwa vierzig Askaris verfügt, aus, wollte ich versuchen, bis nach Ikoma, vielleicht bis Olgos, unserem in die Masaisteppe vom See aus am weitesten vorgeschobenen Militärposten zu gelangen. Der Weg dorthin führt durch eines der schönsten Jagdgebiete der Welt, von dem mir Baumstark schon viel erzählt hatte. Die Pest, die bis vor kurzem hier unter den Schwarzen geherrscht hatte, war glücklicherweise gänzlich erloschen, so daß unserer Landung nichts im Wege stand. Eiligst machten Arndt und ich uns auf den Weg, um den Chef, Oberleutnant Göhring aufzusuchen. Bald hatten wir ihn

gefunden und man denke sich mein Erstaunen und meine Freude, als ich in ihm hier im Innersten des schwarzen Erdteils einen Kameraden von der Militär-Turnanstalt, wo wir vor etwa zehn Jahren unter Major von Brix zusammen gefochten hatten, wiedererkannte.

Die nächsten Tage vergingen mir im Fluge. Göhring zeigte mir mit berechtigtem Stolz sein kleines Reich, welches in militärischer Beziehung der Kompagnie Seyfried in Muanza unterstellt ist. Hervorzuheben sind die Boma und der große Garten der Station. Die Boma ist aus an Ort und Stelle gebrannten Backsteinen gebaut und ist durch eine hohe Mauer und Bastione für eingeborene Angreifer völlig uneinnehmbar gemacht. An diese Mauer sind an der Innenseite die Askari-Wohnungen angebaut, deren platte Dächer, mit einer Zementdecke gegen Feuer und Regen gesichert, zugleich einen Auftritt geben, um über bank nach außen feuern zu können. Die Bastione haben außerdem Schießscharten für Maschinengewehre. Geschlossen wird der Eingang in diese Umfassung durch ein schweres eisernes Gittertor, an dem stets ein Posten steht. Der umschlossene Hofraum ist so bedeutend, daß, trotzdem dort noch zwei große Steinhäuser, ebenfalls mit Zement-Dächern, gebaut sind, noch genügende Bewegungsfreiheit sichergestellt ist. Von diesen Häusern dient das eine im Frieden als weiße Unteroffizierswohnung, das andere enthält neben verschiedenen anderen Räumen Geschäfts- und Kassenstube, und ist im Falle eines An-

griffs wohl als Wohnung für die weißen Offiziere in Aussicht genommen. Der Offizier wohnt jetzt in einem Hause, welches außerhalb der Boma, große, bequeme, luftige Räume enthaltend, gelegen ist und nur über ein dichtes Strohdach, bedeckt mit einer Schicht von starken Papyrusstengeln verfügt. Die Backsteine erhielten Göhring und Vorgänger, indem sie in der ganzen Umgebung die großen Termitenbauten zerschlagen und pulverisieren ließen, der entstehende Tonstaub (anderer Ton liegt wenig zu Tage) wurde dann mit Wasser gemischt, geformt, getrocknet und gebrannt. Zement brachte die Uganda-Bahn, Kalk kam auf den Köpfen von Trägern aus anderen Stationen, wo solcher gefunden wird, z. B. in Ikoma. Bei der Besichtigung dieser ansehnlichen, schneeweiß getünchten Baulichkeiten, mußte ich mit Bewunderung eingestehen, daß alles, was hier von Offizieren und Unteroffizieren mit ungeheurem Fleiß aus dem Nichts (wörtlich zu nehmen) geschaffen war, den Eindruck machte, als wenn Leute vom Fach, Architekten, Maurer und Zimmerer die Urheber gewesen seien.

Nun folgte die Besichtigung des Gartens, der sich in grüner Pracht bis an das Ufer des leise plätschernden Sees erstreckt. Hier wächst bei aufmerksamer Pflege und Bewässerung eigentlich alles, was das menschliche Herz an Gemüsen und Früchten sich nur zu wünschen vermag. Göhring hatte sogar Kokosnüsse eingesetzt und obgleich die Palme hier nicht heimisch ist, waren sie prächtig gekeimt.

Es ist aber fraglich, ob sie gedeihen werden, da man sagt, die Palme brauche Salzgehalt in der Luft und den spendet der süße Nyanza allerdings nicht. Groß war Göhrings Zorn, als er ein reichlich tragendes Gurkenbeet von einem klobigen Kiboko (Nilpferd) zertrampelt und verwüstet fand und diese zarten Fußspuren sich auch noch auf anderen Beeten bemerkbar machten. Ich fand den Besuch dieses Tieres eigentlich sehr verständig, zum mindesten sehr erklärlich. Bequemer konnten für seinen großen Schnabel saftige Pflanzungen am Seeufer gar nicht angelegt werden.

Am Nachmittage ging ich daran, meine Ausrüstung auszupacken. Ich verlangte von meinen Boys zu ihrem Entsetzen, daß sie sofort das Zelt aufbauen sollten, diese Arbeit besorgen auf dem Marsche immer die Träger. Die Herren Boys sind dann nur als Aufseher und Zuschauer zugegen. Ich hatte aber inzwischen gründlich gelernt, mit unseren schwarzen Menchsenbrüdern umzugehen und ehe die Sonne hinter dem Horizont verschwand, wehte freundlich die kleine deutsche Flagge von der Spitze meines allerdings etwas windschief aufgebauten Reiseheims. Unsere Gesichter glänzten vor Vergnügen und vor Schweiß ob der ungewohnten Arbeit. Ich hatte, da die drei Kerle tatsächlich körperlich zu schlapp zur Bemeisterung des steifen neuen Zeltes waren, selbst tüchtig mit zugreifen müssen.

Im Laufe des nächsten Tages wurden meine Gewehre ausgepackt. Als Hauptwaffe gedachte

ich eine schwere Büchse, von Barella gebaut, zu führen, sie schoß 9 mm Mantelgeschosse mit 2,7 gr Blättchenpulver und hatte die Konstruktion der Streifenlader. Visierung 75 und 150 m. Eine zweite Büchse war das gewöhnliche Infanteriegewehr 88. Außerdem hatte ich noch den Kavallerie-Karabiner M. 88, die beiden letztgenannten haben bekanntlich Rahmenladung. Für Flugwild hatte ich eine gute Doppelflinte gleichfalls von Barella. Für alle Gewehre waren Metallhülsenpatronen vorgesehen. Die Munition für die Gewehre M. 88 hatte ich vom Offiziersverein gekauft und zwar mit Voll-11/12-Mantel und Lochgeschoß. Sodann hatte ich einige hundert gewöhnliche Militärgewehrpatronen in Daressalam gekauft, da mir die mitgebrachte Munition zu knapp erschien. Fernrohre etc. auf den Gewehren hatte ich nicht. An kurzen Handfeuerwaffen hatte ich die große Mauserrückstoßlader-Pistole mit Patronen Voll- und Halbmantel und die 7,65-Browningpistole mit Halbmantelgeschossen. Dieses ganze Arsenal hatte in Daressalam Revue passiert und war durch häßliche Stempel verunziert worden. Bezahlt hatte ich für jede einzelne Schußwaffe 15 Rupies Einführungserlaubnisschein und je nach Wert der Waffe 10% Zoll. Letzteren sollte ich nach Verlassen Ostafrikas bei Wiederausfuhr der Waffen zurückerhalten. Als Kuriosum möchte ich hier anführen, daß in Daressalam der Oberbeamte am Zoll zu meinem und Baumstarks großem Erstaunen die Annahme eines schönen blauen Lappens, welchen wir in Deutschland doch so gern

haben, mit der Bemerkung verweigerte, daß er deutsches Papiergeld nicht annehmen dürfe, ob ich nicht vielleicht englisches Gold hätte. Da ich das nicht hatte, bezahlte ich später in Rupies.

Um nun die Gewehre gleich einzuweihen, riet Göhring mir, doch auf der kleinen Insel, in der Schiratibucht gelegen, Krokodile zu schießen. Dieser Vorschlag fand meinen vollen Beifall. Da die Station leider noch nicht über ein Fahrzeug verfügte, so war die Ausführung aber gar nicht so einfach. Wie sollte ich die Insel, die 1000 m von der Küste entfernt war, erreichen? Hier wußte mein Koch Omari Rat. Er hatte in Schirati unter Baumstark, dem vorigen Stationschef, drei Jahre verlebt und erinnerte sich noch aus der Zeit, wie man es damals gemacht hatte. An den Markttagen erschienen in Schirati, dem Hauptplatze der Gegend, aus den anderen Küstendörfern große Scharen von Schensis, die ihre Waren hier verkauften und Einkäufe machten. Die meisten zogen den Seeweg dem Landwege vor, so waren zu dieser Zeit große Einbäume im Hafen zu mieten. Die dazugehörige ausgebildete Rudermannschaft war leicht zusammenzuholen und so konnte die Jagd vorsichgehen. Am 16. August bestieg ich mit meinen beiden Boys und einer Rudergesellschaft von acht bis zehn Mann ein derartiges Fahrzeug und gondelte los.

Das Landen an der Toteninsel, so nannte man sie, weil dort die Pestkranken untergebracht gewesen waren, war gar nicht so einfach. An vielen Stellen war es unmöglich, weil das Ufer aus schroffem Ge-

stein bestand, an anderen wurde durch weit vorgeschobene Schilfmassen eine Annäherung an die Insel verhindert. Was ich während dieser kurzen Rundfahrt an Wasservögeln und sonstigen Lebewesen zu sehen bekam, ist mir unmöglich zu beschreiben. Den stattlichsten Eindruck machten die großen weißköpfigen Fischadler, die uns ohne Scheu ziemlich nahe herankommen ließen. Schon bedeutend flüchtiger waren die Reiher, welche in verschiedenen Exemplaren und Größen sich davonmachten. Es waren dann noch vorhanden unzählbare Scharen von — ich glaube — Schlangenhalsvögeln, welche mit gegen die Sonne ausgebreiteten Flügeln auf Beute zu warten schienen. Eisvögel standen still in der Luft, bis sie plötzlich pfeilschnell sich auf ihre schimmernde Beute im Wasser herabstürzten. Auf einem Felsen lagen sechs bis acht kleine Krokodile in der Sonne, die sich aber bei unserer Annäherung eiligst ins Wasser gleiten ließen. Von einer ganzen Gruppe von Gänsen und Enten kannte ich kein Exemplar. Mit einem Wort, es war ein so zahlreiches verschiedenartiges Tierleben hier versammelt, daß ich immer bedauerte, nicht einen Mann der Wissenschaft bei mir zu haben, um wenigstens die Namen aller der Vögel, die mir unbekannt waren, zu erfahren. Schließlich gelang die Landung an einer Stelle, an welcher sich eine sandige Fläche bis zum Wasserspiegel herab erstreckte. Die Insel entpuppte sich nun in der Nähe gesehen als weit größer als sie von der Küste aus den Anschein hatte. Ihre Länge betrug etwa 1 km, die

Breite schätze ich auf etwa 600 m. Von meinen sämtlichen Begleitern hatte nicht einer vorher jemals den Fuß auf das Eiland gesetzt, so daß ich vollständig meiner eigenen Führung überlassen war.

Ich begann also meine Suche nach Krokodilen auf der Insel, mit denselben Gefühlen, die der selige Robinson gehabt haben mag, als er sein Eiland das erste Mal durchforschte. Überall stellte sich meinem Vordringen ein fast unüberwindlicher Flor von dornigen Büschen, Schlingpflanzen im hohen Schilfgras entgegen, das nur dem Haumesser wich und eine sehr langsame Vorwärtsbewegung gestattete. Ich erprobte hier zuerst praktisch das in Deutschland gekaufte, so herrlich zu schauende, schwere Wißmannmesser. Ich glaube kaum, daß unser großer Afrikaner, ehe er seinen Namen zu dem Dinge hergab, es auf seine Leistung hin geprüft hat. Diese glänzende Waffe ist wenigstens zu dem Zweck, wozu ich Jagdmesser von der Größe in Afrika ausschließlich gebraucht habe, zum Hacken nämlich, gänzlich unbrauchbar. Sie hat ihren Schwerpunkt zu weit nach hinten am klobigen Griff liegen, so daß man mit dem halb so schweren Seitengewehr der Askaris unendlich viel schneller zum Ziel kommt. Wenn das schöne Messer nur einigermaßen richtig ausbalanziert wäre, würde man allerdings damit, was bei der Konstruktion ja wohl beabsichtigt war, wie mit einem Beil schlagen können. Ich habe von diesem Tage an ein leichtes Infanterie-Seitengewehr (M. 88) getragen und den schönen Standhauer verschenkt.

Schließlich kamen wir nach harter Arbeit in der Mitte der Insel an, wo wir die Hütten fanden, in denen die Pestkranken gehaust hatten. Wir vermieden sie sorgfältig und fanden zu unserer Freude von hier aus mehrere Wege, welche zu verschiedenen lichten Stellen am Strande führten. Hier im Zentrum der Insel standen mächtige, uralte Baobabs (Affenbrotbäume), in deren Zweigen ich mit Vergnügen eine Anzahl Affen gaukeln sah. Baumstark hatte mir besonders aufgetragen, nachzusehen, ob von den Tieren, die er auf der Insel vor Jahren ausgesetzt hatte, noch einige am Leben seien. Der Affenfamilie schien es sehr gut zu gehen, es war wenigstens eine bedeutende Anzahl von Sprößlingen vorhanden. Außerdem huschten auf der Insel eine große Menge von Kenges umher, woraus ich schließe, daß diese Tiere auch das Wasser nicht scheuen.

Am Ufer angekommen, war für mein ungeübtes Auge von Krokodilen auch nicht das mindeste zu bemerken. Anders verhielt es sich mit den Schensis. Bald kamen zwei von der Gesellschaft an, zogen mich hinter einen Felsblock von etwa halber Mannshöhe und deuteten aufs Wasser. Als ich über die Deckung hinweg vorsichtig einen großen Steinbrocken, der etwa siebzig Schritte vom Lande entfernt, aus dem Wasser hervorragte, genauer auf seine Beschaffenheit untersuchte, sah ich zu meinem Erstaunen ein großes Krokodil, welches mit weit aufgerissenem Rachen in der Sonne lag und schlief. Seine Farbe, sowie auch seine Form harmonierte so gut mit der

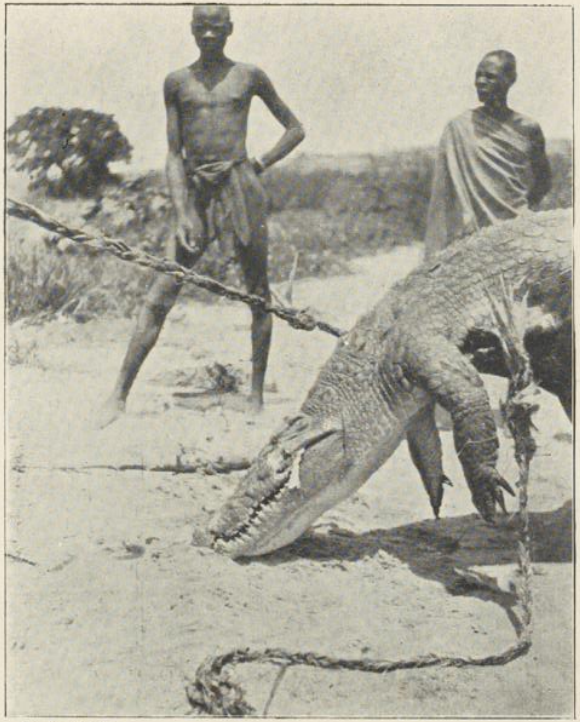
des Felsgesteins, daß ich zweifellos ohne meine Schensis die große Echse trotz der Nähe übersehen haben würde. Nun war die Reihe an mir. Vorsichtig die schwere Barella auf den Stein auflegend, fuhr ich mit dem Korn auf den kurzen Hals des Schläfers, welche Stelle Baumstark mir als die beste empfohlen hatte, und ließ fliegen. Zu meinem großen Erstaunen blieb nach dem Schuß mein Krokodil mit offenem Rachen unbeweglich liegen, während auf einem anderen, etwa 150 Schritte entfernten Steinklotz, sich eine schwere hornige Masse plötzlich in Bewegung setzte und ins Wasser plumpste. Das Benehmen oder vielmehr Nichtbenehmen meines Jagdopfers erschien mir so merkwürdig, daß ich noch einmal schoß. Die Wirkung dieses Schusses, dessen bleierne Pille ich noch dazu weit hinten ins aufstäubende Wasser schlagen sah, war fast ebenso wunderbar, wie die des ersten. Der Rachen meines bisher scheinbar versteinerten Krokodils klappte nämlich plötzlich zu und der Körper selbst rollte seitwärts sich überschlagend vom Blocke ins Wasser. So war wenigstens wieder ein normales Bild vorhanden, denn Wißmann schreibt: „Von etwa 500 Krokodilen, die ich geschossen habe, habe ich nur 12 bekommen.“ Also verschwunden war meine schöne Beute. In tiefer Bekümmernis wollte ich, mich auf einen Stein niederlassend, mir gerade eine Pfeife anzünden, als plötzlich Hanibal mit vergnügtem Grinsen etwa dreißig Schritte vom Ufer ins Wasser zeigend, laut „Mamba“ (Krokodil) rufend, mich heranwinkte. Wie der Blitz war ich bei ihm

und richtig, gleich einer schweren sich ohne Besinnung durchs Wasser windenden Masse, wälzte sich dort ein großes Krokodil auf den Wellen. Auf 25 Schritte schieße ich ihm eine Kugel durch den Schädel, worauf jede Bewegung aufhört, und das Tier, mit dem weißen Bauch nach oben, langsam im Wasser untersinkt. Also doch noch entkommen. Um aber nichts unversucht zu lassen, mich in den Besitz meiner Jagdbeute zu setzen, ließ ich das Boot um die Insel herumrudern, während ich selbst die Stelle im Auge behielt, wo das Krokodil versunken war. Als nach etwa einer Stunde die Nachforschungen im Wasser aufgenommen wurden, zeigte sich der Körper der großen Panzerechse auf dem Rücken liegend, im grünen, etwa 5 Fuß tiefen Wasser unter dem Boot.

Da keinerlei Gegenstände, wie Seile, lange Haken, zum Emporholen des Tieres vorhanden waren, mußten wir uns auf andere Weise zu helfen suchen. Das Boot wurde ans Land gerudert und in meinem Beisein fertigten die Baharias sehr geschickt in ganz kurzer Zeit, indem sie von einer bestimmten Baumart mit Messern die Borke abtrennten, lange starke Stricke an. Mit diesen ausgerüstet gingen wir wieder aufs Wasser, wo es mir durch Versprechungen gelang, einige von den Schensis zu bewegen, sich der kalten Flut anzuvertrauen und untertauchend an dem Krokodil die Seile zu befestigen. Daß dabei ihre Gefühle nicht sehr angenehmer Art waren, konnte ich ihnen ansehen. Der See wimmelt in der Umgebung gerade dieser Insel von Krokodilen, welche

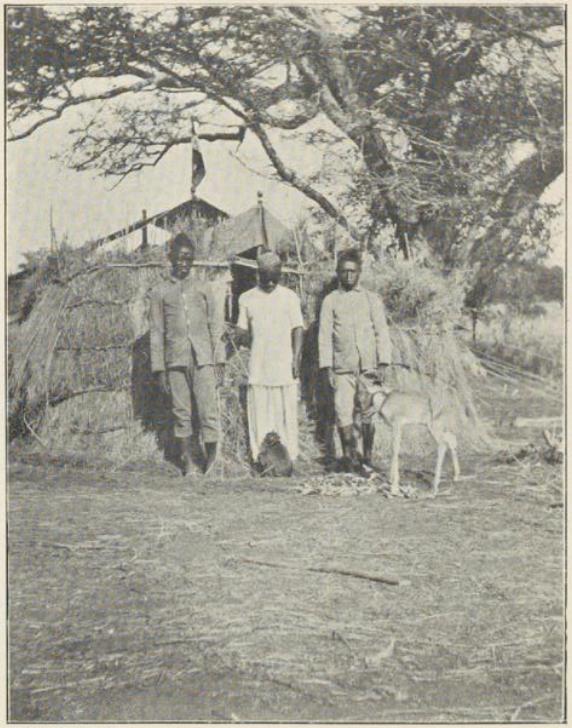
aber, da sie oft beschossen werden, ebenso scheu sind, wie bei uns zu Hause z. B. Hasen und Rehe. Durch meine Knallerei hatte ich natürlich die Tiere für Stunden verscheucht und war für die Schwarzen keinerlei wirkliche Gefahr. Nach kurzer Zeit erschien das Krokodil an der Oberfläche und nun bewegte sich die Prozession mit Boot und Beute in das ganz flache Wasser am Ufer. Hier, wo die Schensis nur bis an die Knie in der Flut standen, wurde, nachdem ich das Boot verlassen hatte, das Tier verladen.

Der erste Schuß hatte zwar nicht den Hals getroffen, war aber so dicht unter den vorderen Rückenwirbeln hindurch gefahren, daß die zeitweilige Lähmung des Tieres im ersten Augenblicke erklärt ist. Das Bleispitzengeschoß hatte große innere Zerreißungen hervorgerufen und das Tier wäre auch ohne den zweiten Schuß eingegangen. Dieser hatte den Schädel in der Augengegend zerschmettert und war sofort tötlich, ohne ihn wäre mir die Beute wahrscheinlich in tieferes Wasser entkommen. Als Göhring mein Krokodil sah, erklärte er mir, daß er mir die gesetzliche Schußprämie von 5 Rupies auf Wunsch auszahlen würde. Es wird in Ostafrika, um diese für die Schwarzen besonders gefährlichen Raubtiere auszurotten (es kommen durch Krokodile mehr Neger um's Leben, als durch Löwen, Leoparden und alles übrige Raubzeug zusammen) eine Prämie von 5 Rupies für das erwachsene Stück bezahlt, besonders werden aber in Muanza, wie mir später Hauptmann Seyfried



Zu Seite 62.

An- und Bewohner des Viktoria Nyanza.



Zu Seite 65.

Changwe bin simba, genannt „Wasserbock". Omari. Ambari.

erzählte, die Eier dieser Tiere nach Tausenden aufgekauft und vernichtet. Eine merkliche Abnahme hat man jedoch bisher nicht konstatieren können, nur haben die klugen Wasserräuber an oft von Jägern besuchten Stellen die Gefährlichkeit der modernen Schußwaffen richtig zu würdigen gelernt. Die Länge meiner Beute betrug nur 3,22 m, Bauchumfang 1,46 m knapp gemessen, also ein geringes Krokodil. Ich ließ dem Tiere die Panzerhaut abziehen und den Schädel, oder besser gesagt, das Knochengerüst des Kopfes präparieren. Beide Gegenstände sind jedoch später, ebenso wie die noch von Baumstark dort unter dem Dach der Barasa hängenden recht großen Panzerdecken, des zu großen Gewichtes wegen in Schirati verblieben. Um mich von der Festigkeit der Schuppen zu überzeugen, stieß ich mit einem Seitengewehr auf die stärksten Platten des Rückens, überall konnte ich mit großer Anstrengung und Wucht dieselben, allerdings nur in der Nähe der Fugen, durchbohren. Bauch und Seiten des Tieres sind weich.

Den 18. August hatte ich für den Abmarsch ins Innere in Aussicht genommen. Göhring versprach mir zu diesem Zwecke Träger, soviel ich haben wollte, zu stellen. Da hier keine Wasukuma zu haben waren, mußte ich mich mit völlig ungeübten Trägern aus dem Stamme der Wageia begnügen. Diese trugen zwar nur die Hälfte von dem, was der geübte Msukuma trägt, bekamen aber auch nur die Hälfte des Lohnes.

Kapitel V.

Abmarsch nach dem Innern — Organisation des Lagers — Mein erstes Jemära — Jagd auf Nashörner — Fleischgier der Schensis.

Um 6^0 morgens machte ich mich mit meiner kleinen Karawane von etwa 70 Trägern auf die Reise. Göhring brachte mich auf den Weg und wollte mir den ersten Lagerplatz einrichten lassen. Wir gingen beide den ganzen Marsch zu Fuß. Da in Schirati keine Reittiere zu haben waren, gedachte ich mich erst bei einer späteren Gelegenheit beritten zu machen, habe mich aber schließlich so an das Wandern gewöhnt, daß ich später, als ich schöne Maulesel für 13 Rupies in Ikoma kaufen konnte, es nicht getan habe. Für den Reisenden ist es immerhin doch zu empfehlen, sich diese kleine Bequemlichkeit nicht entgehen zu lassen, denn es gibt Lagen, zum Beispiel bei Krankheiten oder Verletzungen, in denen der Langohrige gern gesehen ist.

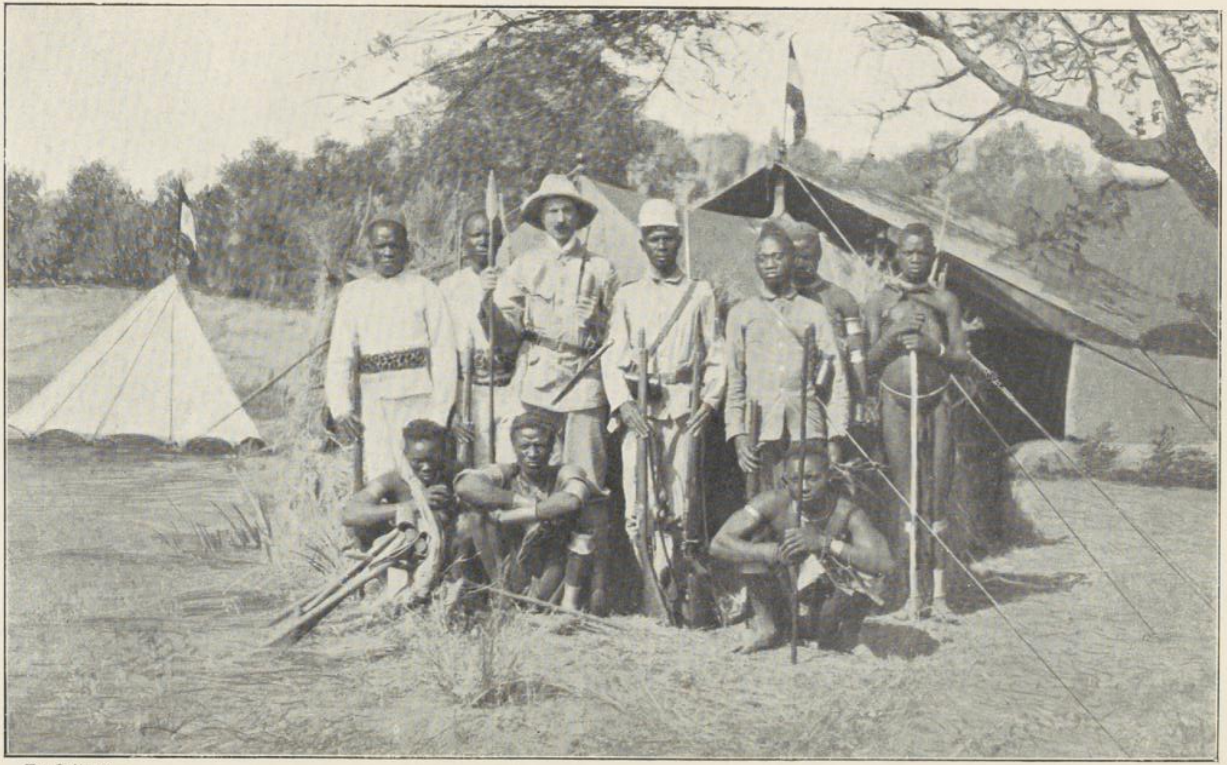
Schon auf dem ersten Marsche zeigte mir Göhring, daß man mit einiger Sicherheit auch über 100 m Entfernung sein Wild auf die Decke legen kann. Er schoß nämlich zwei prächtige Jemäras mit je einem

Schuß, das eine auf 150 das andere auf 260 Schritte. Ich war starr, und in zweiter Linie sehr erfreut auf diese Weise für den ersten Tag mit Fleisch als Zukost zu dem Mehl für meine rund 80 Leute versorgt zu sein. Göhring benutzte das gewöhnliche Militärgewehr M. 88, dessen Dachkorn für größere Entfernungen sehr geeignet ist. Das runde Korn meiner Barellabüchse verdeckte auf Entfernungen über 150 Schritte soviel von dem Wild, daß ich später, als sich auch noch andere kleine Unbequemlichkeiten einstellten (das Silberkorn blendete in der Sonne, die kleine 150 m-Klappe am Visier klappte nach jedem Schuß automatisch ohne Grund, meist unbemerkt, herunter), ganz zu M. 88 überging. Die Gegend, durch welche der zweite Teil des Marsches führte, auf welchem die Tiere geschossen wurden, war so offen, daß an ein näheres Heranschleichen an das scheue Wild nicht zu denken war.

Wir erreichten mein erstes Lager bei Ukina erst am Nachmittage, weil durch die Jagd sehr viel Zeit verbraucht worden war. Die zurückgelegte Entfernung betrug höchstens 20 km. Beim Aufschlagen des Lagers stellte mir Göhring drei Leute vor, die er mir als Begleiter für meinen Marsch ausgesucht hatte. Zunächst einen alten Askari, Ombascha (Gefreiter) Schabrum, der von der Schutztruppe des Alters wegen seinen Abschied erhalten sollte, um mit seiner Frau und seinen reichen Ersparnissen an die Küste zurückzukehren, von wo er stammte. Ihn hatte Göhring, da er ihn als tüchtigen zuverlässigen Mann kannte, be-

stimmt, für die Dauer der Reise mit mir zu gehen, um als Oberhof- und Jägermeister zu fungieren. Sodann zwei Katekiros, ein Ausdruck der in Uganda etwa Minister bedeutet, hier aber nur mit Askari-Vorschüler zu übersetzen ist. Der eine hieß Magike, der andere Msana. Beide waren junge, stämmige Leute, dazu war Msana der Sohn eines Jumben, der weiter im Innern großen Einfluß haben sollte. Alle drei haben treu bei mir ausgehalten und sich als brauchbare Menschen erwiesen.

Schabrum begann sofort seine Tätigkeit damit, die Träger, die sich schon gemütlich gelagert hatten und anfingen, sich kleine Strohhütten für die Nacht zu bauen, zu versammeln, um sie im Aufschlagen meines Zeltes auszubilden. Diese Arbeit paukte er bald teilweise in die harten Köpfe der Wageias ein, aber es ist bis zum Schluß der Reise nicht soweit gekommen, daß sie ohne seine Hilfe das Zelt aufschlugen. Als dieses glücklich stand, näherten sich schon in langer Prozession schwarze Weiber aus den benachbarten Negerdörfern. Auf den Köpfen trugen sie kleinere oder größere Körbe mit Mehl, süßen Kartoffeln etc., und bald hockte die ganze Gesellschaft in einem großen Halbkreise am Boden, indem sie ihre Körbe mit Nahrungsmitteln zwischen die Knie setzten, in der Erwartung, daß ihnen der Inhalt abgenommen würde, und sie ihre Pesas dafür erhielten. Schabrum, der diese Art des Marktes, der am Tage vorher durch Boten in den verschiedenen Orten angesagt war, kannte, wartete so lange, bis er glaubte, daß genug Lebensmittel zur



Zu Seite 65.

Magike, Msana, der Verfasser, Ombascha Schabrum, „Wasserbock", Wageia-Träger.

Stelle seien, dann machte er einen Gang entlang an all den Körben und berechnete, wie viel die Sachen kosten würden. Hatte er dieses festgestellt, so erschien er bei mir und holte sich die nötigen Pesas, womit er dann den ganzen Markt aufkaufte. Hierauf mußten die Trägerführer, die ihrerseits inzwischen die Träger in Haufen zu je zehn Mann eingeteilt hatten, mit einigen Leuten antreten, denen in Säcke oder große Felle, die auf jede Trägergenossenschaft kommende Menge von Lebensmitteln zugeteilt wurde. Ähnlich wurde bei der Fleischverteilung verfahren. Immer zehn Träger zusammen brodelten sich ihre Speise zurecht, Weiber sind in den ersten Tagen nicht im Lager gewesen, fanden sich aber später ein. Ich hatte gegen diese Wesen nichts einzuwenden, da ich stets ganz kleine Märsche machte, bei welchen sie dann den Trägern ihren Hausrat, Töpfe, Flaschen etc. nachtrugen.

Während sich dieses bei den Leuten abspielte, hatten die Herren Boys sich ihr eigenes Zelt in der Nähe des meinigen aufgeschlagen und Omari war eifrig dabei, das Essen für Göhring und mich zu bereiten. Hanibal kramte mit Wollust in den Schätzen, die in meinen Lasten verborgen waren. Da er ehrlich war, konnte ich ihm den Schlüssel ruhig anvertrauen und brauchte mich wenig um den inneren Betrieb zu kümmern. Wehe aber dem Herrn, der einen diebischen Boy hat. Alles muß er selbst überwachen, wenn er nicht mit seinen Vorräten, die für eine bestimmte Zeit reichen sollen, schon in der

Hälfte fertig sein will. Nach dem Essen saßen Göhring und ich, behaglich in die langen Schiffsstühle gelehnt, unter dem ausgespannten Sonnensegel meines Zeltes. Da die Speisen wohlschmeckend und die Getränke gut gewesen waren, fehlte uns nichts zur Zufriedenheit. Einige gute Zigarren, die mir mein Bruder in Hamburg mit auf die Reise gegeben hatte, wurden voll gewürdigt. So kam der Abend und im gemütlichen Geplauder sahen wir den Mond in voller Schönheit aufgehen. Göhring wollte noch nach Schirati zurück und mußte leider bald an den Aufbruch denken. Seine Boys und sein Esel waren schon vor einiger Zeit im Lager eingetroffen, um ihn abzuholen. So zog er denn nach herzlichem Abschied dahin, das letzte weiße Gesicht, welches ich für lange vier Wochen erblicken sollte. Beim letzten Rundgang im Lager sah ich noch, daß Schabrum sein Zelt rechts, die Boys links und die Katekiros das ihrige hinter dem meinigen aufgeschlagen hatten. Die Träger lagen hier und dort, wo gerade ein günstiger Platz vorhanden. Der brave Hanibal, von dem ich glaubte, daß er lange schliefe, kam heran, machte mir die Beinwickeln los und schloß das Zelt von außen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Moskitonetz richtig an allen Seiten unter die Matratze gestopft war.

Ich schlief vorzüglich in meinem Tippelskirchschen Bett, Hanibal erschien mit Sonnenaufgang und Schabrum war ganz wild auf das Verpacken des Zeltes, ich mußte seinen Eifer zügeln, da absolut kein Grund zur Hast und Eile vorhanden war, die

Nachtmärsche sind für mich vorüber. Nachdem es gut hell geworden ist, setzt sich die Kolonne in Bewegung; ziemlich weit vor der Hauptabteilung marschiere ich mit Schabrum, Hanibal und dem Hülfsboy, welchen ich, da sein Name unaussprechlich ist, zu seinem Ärger „Wasserbock" getauft habe. Er ist nämlich für einen Neger ungewöhnlich klobig und massig, dabei sind seine Hände und Füße immer noch kleiner als die meinigen. Diese drei tragen meine Gewehre, Patronen und eine große lederüberzogene Wasserflasche, die fünf Liter faßt und unentbehrlich ist. Wenn ich so weit vor dem Spektakel der Marschkolonne durchs Gelände ziehe, hoffe ich eher an das in dieser Gegend noch recht scheue Wild heranzukommen. Die Träger folgen geschlossen, vorne sorgt Msana für die Ordnung, während hinten Magike die Gesellschaft zusammenhält. In der Mitte der ziemlich langen Reihe haben die Trägerführer die Verantwortung und die Aufsicht. Der Weg führt bergauf und bergab, wir befinden uns im Pori, dessen Charakter häufig wechselt. Bald ist der trockene, harte Boden nur mit dürrem Gras bewachsen, bald sind auf der Ebene vereinzelte Buschgruppen aus ebenso dürren Dornen verstreut. Besondere Reize hat die Gegend nicht.

Während des Marsches ließ ich Schabrum durch Hanibal klar machen, wozu ich eigentlich hier umherzöge, daß jeder, wer es auch sei, der mich auf Raubtiere zu Schuß brächte, 5—10 Rupies bekommen werde. Für Dickhäuter bot ich noch mehr, obgleich

ich mir wenig davon versprach. Er wollte gleich im nächsten Lager Erkundigungen einziehen und auch Magike und Msana Bescheid sagen. Dieses Preisaussetzen hatte mir Baumstark empfohlen, es hat gute Früchte getragen.

Mittags kamen wir nach Ukeroni zum Sultan Niengassa. Ich setze dabei voraus, daß der Mann, der mir gezeigt wurde, wirklich Niengassa war. Da ich mit den hiesigen Bewohnern nur durch die Vermittlung von ein bis zwei Dolmetschern reden konnte, so waren die Unterhaltungen nur kurz und nicht ohne Mißverständnisse. Hier in Ukeroni verstand ich jedenfalls soviel, daß mit Sicherheit behauptet wurde, es seien zwei Nashörner in der Nachbarschaft gespürt worden. Der Begriff Nachbarschaft kann beim Schensi so gut 4 wie 40 km Entfernung heißen. Auf mich machte diese unerwartete Nachricht trotzdem einen großen Eindruck und ich beschloß hier Hütten zu bauen und nicht eher zu weichen, bis mir wenigstens eines dieser Tiere zum Opfer gefallen war. Niengassa stellte zuvorkommend mir seine besten Jäger zur Verfügung und mit allem Nötigen versehen machte ich mich am Morgen des 20. mit meinen Truppen auf den Weg. Da die Jagd auf Nashörner am günstigsten in der Hitze am Mittag auszuführen ist, war der Abmarsch erst um 7^0 V. angesetzt. Die Jäger des Häuptlings, die sich bei mir einfanden, machten allerdings nicht den Eindruck, als ob sie große Künstler in ihrem Berufe seien. Mit großen Köchern voll von vergifteten Pfeilen und langen

Bogen bewaffnet, setzten sie sich zur Führung an die Spitze der Kolonne.

So begann der erste Tagesmarsch. Wärmer und immer wärmer brannte die Sonne, Stunde auf Stunde verrann, einige schöne Antilopen, die ich vielleicht hätte schießen können, ließ ich ungeschoren, nur um das Nashorn nicht zu verscheuchen. Aber noch immer war das Ende des Marsches nicht abzusehen. Schließlich wurde ich so hungrig und abgespannt, daß ich um die Mittagszeit unter einem Baume, der wenigstens etwas Schatten bot, Halt machte und für meinen inneren Menschen in ausgiebiger Weise sorgte. Weil auf Kilometer in der Runde von Nashörnern nichts zu sehen war, wohl aber zwei Jemäras (Leierantilopen) die unter einem Baume ihren Mittagsschlaf abzuhalten schienen, beschloß ich kurzer Hand, zuerst einmal nach den Spatzen in der Nähe zu greifen und die Taube in der Ferne für später aufzubewahren. Der Wind kam von den Tieren auf uns zu. Diese standen nach wie vor unbeweglich im Schatten einer Schirmakazie und schliefen. Als ich bis auf etwa 150 Schritte, wie ich glaubte, an sie herangekommen war, schien es unmöglich weiter vorzugehen. Ich legte also mein Gewehr an einen dünnen Stamm und ließ nach peinlich genauem Zielen fliegen. Den Kugelschlag hörte ich, dann sah ich die beiden Tiere im wilden Galopp über die Steppe dahineilen. Aber nach einigen hundert Sprüngen wurde das eine kürzer und kürzer, bis es schließlich zusammenstürzte. Das andere schien einen Augenblick im Zweifel, ob es

zu dem gefallenen Kameraden zurückkehren oder weiter eilen sollte. Es entschloß sich aber, sobald ich mich durch eine Bewegung verraten hatte, zur weiteren wilden Flucht und war bald verschwunden.

Ich eilte nun mit Schabrum zu meiner Beute. Da lag das schöne Jemära in seiner stattlichen Größe mit einem guten Blattschusse schon verendet am Boden. Ich empfand fast Trauer bei dem Anblick. Schabrum schnitt dem Tier der Form wegen zum Ausbluten noch die Kehle durch, weil es sonst meine Mohamedaner nicht essen durften (den Wageias waren diese Formalitäten gleichgültig). Diese selbst für den Nichtjäger, wie ich es war, widerliche Prozedur konnte ich nicht verhindern, da ich das Fleisch für meine Leute brauchte. Ich schritt nun die Entfernung von dem Baum, unter dem die Tiere gestanden hatten, bis zu dem, von welchem ich geschossen hatte, mit großen Schritten genau ab und zählte zu meinem Erstaunen 210 Schritte. Ich hatte kaum 150 geschätzt. Ich kann dieses Verschätzen nur auf die wunderbar klare, reine Luft zurückführen, woraus ich auch erkläre, daß in Afrika manchmal auch auf bedeutend größere Entfernungen wie hier mit gutem Erfolge geschossen werden kann. Da die Führer jetzt über Kifarus gar keine Angaben mehr zu machen wußten und mir noch ein tüchtiger Rückmarsch ins Lager bevorstand, trat ich befriedigt den Heimweg an. Dem Sultan schickte ich eine Keule von meinem Jemära, auch die erfolglosen Führer belohnte ich mit den üblichen Fleischspenden.

Zu Seite 66.

Markt im Lager.

Zu Seite 68.

Mein Lager im Pori.

Noch am selben Abend brachte Schabrum mir einen Schensi ins Zelt, der sich als Jumbe eines benachbarten Dorfes vorstellte, und mir ziemlich glaubhaft zu erklären vermochte, daß er mich für 20 Rupies auf zwei Nashörner zu Schuß bringen wollte. Diese Tiere ständen, so sagte er, in der Nähe seines Dorfes. Ich hatte zu ihm mehr Vertrauen, wie zu den beiden Schafsköpfen vom heutigen Tage, und beschloß, es einmal mit ihm zu versuchen. Der Aufbruch am 21. August war für meine Verhältnisse sehr früh, schon um 5½ Uhr machten wir uns auf die Reise. Es gibt hier in der Nähe des Seeufers fast täglich einen Regenschauer, der Lehmboden war daher stellenweise sehr schlüpfrig und der Marsch ging nicht besonders schnell von statten. Gegen 11° V. kamen wir an ein kleines Gehölz, in welchem sich ein Lagerplatz von zwei Nashörnern befinden sollte. Dieses buschige Wäldchen hatte etwa 3—400 Meter Durchmesser und schien aus einem Sumpfloch seine Nahrung zu erhalten. Da wir schon einige Nashornfährten gesehen hatten, hielt ich die Angelegenheit nicht für aussichtslos und betrat die grüne Dornenwildnis mit frommem Schauder. Schon nach kurzem Kriechen, denn gekrochen mußte werden, standen wir andächtig staunend vor einem ungeheuren Haufen Dung, der so würzig und eigenartig pikant roch, daß ich den Geruch bis heute noch sofort wiedererkennen würde. Die Sache schien noch nicht sehr alt zu sein und auch die mächtigen Fußspuren im Sumpfloch waren frisch, es war kein Zweifel, die Tiere waren

vorhanden. Nach halbstündigem Suchen kamen wir jedoch zu der Erkenntnis, daß der Hausherr bei unserer Ankunft das Feld geräumt hatte. Der Dorfhäuptling, der seine 20 Rupies nicht gern einbüßen zu wollen schien, forderte mich auf, ihm nach einem anderen Standplatz der Dickhäuter zu folgen, der nicht allzuweit entfernt wäre. Ich stand diesem Ansinnen mit meinen jetzt schon von der Anstrengung des Marsches geschwollenen Füßen sehr zweifelhaft gegenüber. Nach einer Besprechung mit meinen Haustruppen jedoch, die den Stand der Dinge für günstig hielten, gab ich nach, und wiederum begann der Marsch in der fürchterlichen Sonne.

Im Laufe einer Stunde etwa hatten wir ein ziemlich steiles Gebirge von 80—100 m Höhe überklettert und befanden uns nun wiederum vor einem Gehölz, dessen Ausdehnung jedoch nicht zu übersehen war. Unsere Kolonne vergrößerte sich von Augenblick zu Augenblick, indem immer neue Jäger des Jumben zu uns stießen. Einzelne machten den Eindruck, als wenn sie hier schon längere Zeit Posten gestanden hätten und so war es auch. Unser Jumbe erhielt regelrechte Meldungen von seinen schwarzen Untertanen über den Verbleib der Nashörner. Was 20 Rupies doch für eine Einwirkung auf diese schwarzen Seelen, die vor zehn Jahren noch kein Geldstück gesehen hatten, auszuüben vermochten! Die Meldungen schienen, je näher wir der Buschwildnis kamen, um so günstiger zu werden. Die Miene unseres Führers war merklich heiterer geworden. Plötzlich hörten

wir einen kurzen, heftigen Schrei, den der Führer als vom Faru (Nashorn) kommend bezeichnete, aus dem Walde dringen. Nun überließ er mir den Vortritt und die Möglichkeit, mit den scheinbar recht erregten, gefährlichen Dickhäutern in dem unwegsamen Gebüsch anzubinden. Er hatte seine Pflicht getan und mich zu Schuß gebracht, das weitere ging ihn nichts an.

Ich müßte lügen, wenn ich erzählen wollte, daß ich mich in diesem Augenblick nur von Schabrum begleitet besonders kühn gefühlt hätte. Im Gegenteil, je weiter ich in das Gebüsch auf den engen, augenscheinlich von Nashörnern getretenen Pfaden, auf denen selbst der Schuß, der Büsche und Ranken wegen, gänzlich vom Zufall abhängig sein mußte, eindrang, desto bescheidener wurde ich. Ja, ich faßte ernstlich den Plan ins Auge, ob ich nicht von einem größeren Baume aus den Bestien zu Leibe gehen könnte. Wenn ich dann aber an den braven Schabrum dachte, der ganz treulich mit der Reservebüchse in der Hand in meine Fußtapfen trat, oder besser gesagt mir nachkroch, so verwarf ich diesen Plan sofort wieder. Plötzlich näherte der Ombascha sein altes, faltiges Gesicht dem meinigen und flüsterte „Ndege“ (Vogel), indem er auf sein Ohr deutete. Wir hielten den Atem an und lauschten. Sehr deutlich vernahm ich nun einen leisen, zwitschernden Ton, der von mehreren kleinen Vögeln (Nashornvögel, die ich in späteren Fällen nie wieder bemerkt habe) auszugehen schien, die ich aber nicht sehen konnte. Gleich darauf bemerkte ich etwa zehn Schritte vor mir ein Stück

beweglicher, faltiger grauer Haut, welches ich durch dichtes Buschwerk im Sehen gestört, in fieberhafter Aufregung im Auge behielt. Bald konnte ich an einer anderen Stelle ebenfalls Bewegung und noch mehr eines grauen Felles unterscheiden. Jetzt hörten wir fast atemlos vor Aufregung, auch manchmal dicht vor uns erregtes Schnaufen und Blasen. Wir standen zwei erwachsenen Nashörnern, nur durch dichten Busch von uns getrennt, auf zehn Schritte gegenüber. Sie waren von unserem Vorhandensein, wie ich aus dem Kopfschlagen, Hin- und Hertrampeln und der Bewegung der Ohren schließen konnte, ebenso genau unterrichtet, wie wir von dem ihrigen, nur der Unterschied bestand, daß wir wußten, wen wir vor uns hatten, während die Nashörner die Eindringlinge wahrscheinlich nicht unterzubringen wußten.

Meine Gefühle wird so leicht niemand nachempfinden können, weil man derartige wehrhafte Tiere sonst nur hinter Gittern zu sehn bekommt, man sich deswegen im Geiste schwer in die Natur versetzen kann. Ich dachte zeitweise an Rückzug. Schließlich aber überwand ich diese Nervenschwäche und suchte für die Büchse einen Zielpunkt. Da ich bei dem einen Tier ein Stück Hals sehen konnte, also die Stellung des Kopfes, wenn auch durch Busch verdeckt, für mich festgelegt war, machte ich, um nur aus der Untätigkeit herauszukommen, den größten Fehler, den ein Jäger begehen kann und schoß auf diesen Busch. Mit dem Knall hörte ich auch schon ein Brechen und Knacken, als wenn ein Automobil

durch den Wald sich Bahn bräche, dann wurde es wieder still. In Schweiß gebadet wage ich, nachdem ich leise repetiert habe, meinen Blick wieder auf die Stelle, wo die Tiere gewesen waren, zu richten, nach dem Schusse hatte ich mich, einen Angriff fürchtend, nach rechts geworfen, und siehe, ich traue meinen Augen kaum, das zweite Tier ist in seiner fast überirdischen Dummheit uns einen Schritt näher gekommen und zeigt mir seinen häßlichen Kopf, nicht wutschnaubend etwa, sondern voller Neugier, ganz unverhüllt. Fast lachen mußte ich über den blöden Ausdruck der Verwunderung dieser Tiervisage. Aber der Augenblick war günstig und eine besser gezielte blaue Bohne endigte schmerzlos das Leben dieser Intelligenz. Nur ein dumpfes Stöhnen noch und alles war vorüber.

Das Gefühl des Jubels, welches mich in diesem Augenblick durchströmte, war geradezu wohltätig. Mein dritter oder vierter Jagdtag war noch nicht vorüber und vor mir lag eine Beute, an die meine kühnsten Träume jenseits des großen Haifischteichs nicht gedacht hatten. Nicht minder groß schienen die Gefühle der Freude bei den Schensis zu sein. Von allen Seiten, unzählbar wie Heuschrecken, quollen sie aus den Büschen hervor und umringten das Nashorn, bei welchem Schabrum gewohnheitsmäßig und kühl anfing, den Kopf abzusäbeln. Von verschiedenen Stämmen war man scheinbar zu dieser meiner Jagd zusammengelaufen, denn mein großmäuliger Jumbe hatte diesen Kindern der Natur gegenüber nicht die Spur von Einfluß. Als mir die Sache zu bunt wurde, weil die

Leute Schabrum und Magike bei ihrer gewiß nicht leichten Arbeit störten, stieß ich einfach mit dem schweren Büchsenkolben die Unverschämtesten zurück, was aber auch augenblicklich die Ordnung wiederherstellte. Vor dem großen Bunduki (Gewehr) hatte die Bande einen heillosen Respekt. Da ich den ganzen Kopf des Tieres als Trophäe mitnehmen wollte, ließ ich von meinen Trägern, von welchen mich auf den Jagden stets etwa zwölf begleiten mußten, einen hohen Baum fällen, mit dem der Kopf und die Rückenhaut des Tieres später getragen werden sollte. Außer diesen beiden Teilen ist für den Weißen vom Nashorn nichts zu gebrauchen. Aus der Haut werden Peitschen geschnitten. Für die Schwarzen ist das Fleisch ein Leckerbissen. Das zeigte sich schon jetzt durch das Benehmen der Schensis. Immer wieder mußte ich darauf hinwirken, daß auch die Weiber meinen Leuten, die jetzt damit beschäftigt waren, die etwa 3/4 Zoll dicke gummiartige Haut abzuschälen, nicht durch ihre Gier sich das Fleisch des Tieres zu sichern, die Arbeit unmöglich machten. Die Zahl der Schensis war beständig im Wachsen. Die Hitze in dem kleinen freien Raum, in dem die Nashörner wahrscheinlich bis zu der Störung durch uns ihren Mittagsschlaf gehalten hatten, war unerträglich. Bei Besichtigung des Kopfes stellte sich heraus, daß das 9 mm Vollmantelgeschoß den Kopf an der Stirn von vorn bis hinten zum Halse durchschlagen hatte. Das größere der beiden Hörner war leider nur einen Fuß lang, obgleich zu erkennen war, daß das Tier ganz alt war.

Es war mittlerweile 2 Uhr geworden, und ich drängte zur Eile, indem ich mit Schrecken an den langen Rückmarsch dachte. Schließlich hatte Schabrum die Haut zu beiden Seiten des Rückgrats in der ganzen Länge des Rückens nach jeder Seite hin um etwa 1½—2 Fuß abgetrennt. Diese schweren, weichen Hautstücke, von denen jedes vielleicht 25—30 Pfund wog, wurden zusammengerollt und je einem Träger aufgeladen, den Kopf trugen zwei Mann an der Stange. Während ich so meinen Beuteanteil unter der Führung des Katekiros auf den Marsch brachte, beobachtete ich mit Interesse die schwarze Schar, die immer noch von dem Kadaver zurückgehalten wurde. Wie bissige hungrige Fleischerhunde, die auf ihre Mahlzeit warten, stand sich die Gesellschaft gegenüber, die Männer im Vordergrunde mit schneidenden Werkzeugen, wie kurzen Schwertern und Haumessern bewaffnet. Jetzt gab ich durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich nichts mehr von dem blutigen Fleischhaufen, den der Körper des Nashorns nur noch bildete, haben wollte, und wie losgelassene wilde Tiere, deren Geheul ich auch zu vernehmen glaubte, stürzte man sich auf den Kadaver. Von Menschenähnlichkeit war in diesem Augenblick bei unseren schwarzen Brüdern nichts mehr zu bemerken. Mit gierigen Händen, auch ohne Messer versuchten einige sich von der zähen Fleischmasse Stücke abzureißen. Dabei brach unter den Angehörigen der verschiedenen Orte, die sich hier zusammengefunden hatten, noch Streit aus. Die Häuptlinge standen

machtlos dabei und ließen der Rauferei freien Lauf. Besonders widerlich war der Anblick von zwei Leuten, denen es gelungen war, die Eingeweide in ihren Besitz zu bringen. Mit den blutigen, lang herunterhängenden Därmen rannten sie davon, um diese besonders geschätzte Beute in Sicherheit zu bringen. Mir wurde schließlich der Anblick so ekelhaft, daß ich mit Schabrum mich auf den Weg machte, um meinen Trägern zu folgen.

Noch nicht die Hälfte des Rückmarsches hatte ich mit meiner kleinen Kolonne überwunden, als schon sich im eiligen Laufe bei mir ein Schensi einstellte, der einen Arm in einer Art Schlinge hochgebunden trug. Als wir den Borkeverband lösten, zeigte sich, daß der Unterarm des armen Teufels einen klaffenden Messerhieb aufwies. Mit dieser schauerlichen Wunde war der Mensch in toller Sonnenglut im Trabe viele Kilometer nachgelaufen, um von mir — man höre und staune über das Naturkind — eine Entschädigung für seine Verwundung zu verlangen. Zuerst wollte ich natürlich von dieser Art, mein Mitgefühl auszubeuten — nichts wissen, schließlich aber gab ich dem armen Kerl, der mich an die künstlichen Blinden und Lahmen unserer Jahrmärkte erinnerte, eine blanke Rupie. Schabrum und Hanibal waren mit meiner Freigebigkeit keineswegs einverstanden und Recht hatten sie. Denn kaum nach Verlauf einer weiteren halben Stunde war schon ein zweiter armer Verwundeter zur Stelle, der aber in respektvoller Entfernung blieb, als ich ihm mit der schweren Nas-

hornhautpeitsche drohte. Schließlich zog er lachend ab. Gegen körperliche Schmerzen scheinen die Schwarzen außerordentlich unempfindlich zu sein.

Den letzten Teil des Marsches lege ich humpelnd zurück, meine Füße wollen absolut nicht mehr von der Stelle. Um 7^0 abends kamen wir im Lager an, wo Omari mich mit einem herrlichen Mittagessen, Jemära-Steaks und saure Linsen, empfing. Ich trank an diesem ereignisreichen Tage eine Flasche Moët, leider allein. Der nächste Tag brachte für mich vollständige Ruhe, deren meine Füße dringend bedurften. Ich verabredete mit dem Sultan, daß er meinen Nashornkopf mit Hörnern und der getrockneten Haut für mich in Bewahrung nehmen solle, bis ich auf dem Rückwege die Sachen wieder abholte.

Bemerkenswert ist der Unterschied im Benehmen der Neger hier am See unter den Militärstationen und dem der kultivierten an der Küste des Indischen Ozeans. Hier in der Furcht des Herrn überall freundliches Entgegenkommen gepaart mit einer gewissen Würde im Benehmen, dort Unhöflichkeit bis zur Aufsässigkeit gesteigert. Ich spreche natürlich nur von den wenigen Orten, die ich persönlich gesehen habe und behaupte nicht, daß nicht auch an der Meeresküste an vielen Orten volle Unterwürfigkeit und Zufriedenheit zu finden sind. Solch plötzliches Zurückfallen auf die Stufe der Tiere unter der Einwirkung besonderer Leidenschaften, wie ich es gestern erlebte, kommt bei andern Völkern schließlich auch vor. Abends zeigt mir Schabrum, der den

ganzen Tag tätig gewesen ist, auf wie sinnreiche Art er die dicke saftreiche Nashornhaut getrocknet hat. Er hat die beiden großen 5—6 Fuß langen, je 2 Fuß breiten Hautstücke in lauter $1^1/_2$ Zoll breite Striemen geschnitten, jeden einzelnen an einem hohen Gestell in der Sonne festgebunden und unten mit einem tüchtigen Stein beschwert. Auf diese Weise werden die einzelnen Streifen schön trocken und zugleich durch den Stein schnurgerade gezogen. Um ganz auszudörren, müssen sie etwa 14 Tage hängen. Von dem Kopf des Nashorns war die ganze Haut und alles Fleisch von einigen Trägern sorgfältig mit kleinen Messern entfernt worden, da ich nur Schädel und Hörner aufzubewahren gedachte.

Weil die Pesas, die ich in einigen Säcken von der Station mitgenommen hatte, sich ihrem Ende näherten, schickte ich einen Boten mit 50 Rupies in Silber zu Göhring mit der Bitte, mir doch Kupfer dafür zu senden und meldete ihm zugleich mein unverdientes Weidmannsheil. Die Wege sind hier überall, bis an den Beginn der Massaisteppe, bei Ikoma etwa, völlig sicher. Jeder Bote jedoch erhält für etwa ihm begegnende Weiße oder die Jumben der Ortschaften, die er durchschreiten muß, von der betreffenden Station oder dem Reisenden einen Reise-Schutz-Paß ausgestellt, worauf genaue Angaben bezüglich des Mannes, Zweck der Sendung, Gewehre und Patronen etc. vermerkt sind. Das Reisen ist hier auch ohne Begleitung sehr wohl möglich. Das wunderbare dabei ist, daß die Träger, wenn sie z. B. von

Ikoma nach Schirati Kalk tragen, auch des Nachts nicht die geringste Angst haben, von wilden Tieren überfallen zu werden; so schlafen diese unbewaffneten Leute, manchmal nur 3 bis 4 Mann, unbekümmert im Walde, ich fand später oft die kleinen Feuerstellen an den Orten, wo sie geruht hatten.

Da meine Füße wieder leidlich brauchbar waren, verließ ich am 23. August Ukeroni und den freundlichen Sultan, um in der Richtung auf den Mara (Fluß) weiter zu marschieren. Unterwegs schoß ich zwei Jemäras vorbei, erhielt aber schließlich ein drittes. Auch sah ich die ersten Gnus (Wildebeest), prächtige, täppische Tiere, die beim Galopp im Gänsemarsch den schweren Kopf auf- und niederschaukeln, wie wenn ihnen ihr Vorderteil eigentlich zu schwer wäre. Außer Jemäras und Gnus habe ich andere Antilopen bisher noch nicht gesehen. In glühender Sonne gelangte ich gegen Mittag nach Usimbiti und war nachmittags so kaput, daß ich den folgenden Tag da blieb. Am 24. August machte ich einen vergeblichen Versuch an die Gnus heranzukommen, auch die beiden großen Tellereisen, die ich aufstellte, brachten keine Beute. Dagegen schoß ich zwei Jemäras, eines davon auf 325 Schritte. Es ist merkwürdig, wie bald sich mein Auge an die großen Entfernungen und an das Auffinden von Wild in der Steppe gewöhnte. Ich sah jetzt manchmal die Tiere, bevor mich mein Jägermeister Schabrum darauf aufmerksam machte. Um auf die hier in der Steppe fast immer sehr großen Entfernungen sicherer

zu schießen, gewöhnte ich mich daran, das Gewehr zum Schuß stets an eine gewöhnliche Schensilanze anzulegen, die ich mit der Spitze in die Erde drückte, und die ich auf dem Marsche als Spazierstock benutzte. Dieses Hülfsmittel hebt die vertikalen Schwankungen des Laufes gänzlich auf und erlaubt bei ruhigem Wetter einen sehr guten Schuß, bei Wind ist es nicht anzuwenden, weil die Schwingungen des ganzen Körpers die leichte Lanze mit hin- und herbewegen.

Kapitel VI.

Am rechten Mara-Ufer — Wildreichtum — Alice, das junge Jemära — Ich fungiere als Amme — Treibjagd der Eingeborenen — Der Wassersack.

Am 25. August erreichte ich die Grenze des Überschwemmungsgebietes des rechten Mara-Ufers. Das Lager wurde bei Kubitamwi aufgeschlagen, auf einem Hügel der Bergkette, welche das Flußtal nach Norden einfaßt. Bei klarem Wetter kann man an der anderen Seite der etwa 20 km breiten Niederung eine ähnliche Hügelkette erkennen. Der Fluß, in östlicher Richtung in den Viktoria Nyanza fließend, ist von hier oben gesehen nur ein feiner silberner Faden, in Wirklichkeit aber 15—20 m breit. An dieser Stelle lagern die Karawanen, die ihn überschreiten wollen und holen sich beim Jumben gegen eine kleine Entschädigung die Ruderer, welche die beiden ziemlich dürftigen Einbäume führen, die im Schilf des Flusses verborgen liegen. An einer anderen Stelle kann der Übergang über den Mara nicht be-

werkstelligt werden. Der Fluß wird nämlich auf beiden Ufern von kilometerweit ausgedehnten, unpassierbaren nassen Wiesen begleitet, von denen später noch ausführlich die Rede sein wird. Da kein Fleisch mehr vorhanden, hielt ich mit Schabrum, Hanibal und dem Jumben eines jener Schauris ab, nach denen meistens keiner klüger war als zuvor. Schabrum gelang es jedoch, einen Führer herbeizuschaffen, der uns morgen zur Jagd zu führen versprach. Mehl, süße Kartoffeln etc. wurden massenweise zum Verkauf in mein Lager gebracht.

Der 26. August ist in meinem Tagebuch rot angestrichen, denn an diesem Tage band ich mir sozusagen einen Knüppel an's Bein, an dem ich lange zu tragen hatte. Mit Tagesanbruch machte meine kleine Jagdkolonne sich unter der Führung eines leidlich verständig aussehenden Schensis auf den Weg. Nach einem Marsche von etwa 2—3 Stunden erreichten wir einen Hügel, von dessen Kuppe aus sich ein schöner Blick in ein ziemlich von allen Seiten durch Hügelreihen umschlossenes Tal unseren Augen darbot. An verschiedenen Stellen lagen in der Ebene kleine Buschgruppen verstreut und zwischen diesen weideten friedlich — ich glaubte fast an Täuschung — Herden von Wild. Hübsche Zebras in verschiedenen Rudeln zu je 30—40 Stück und darüber, ganze Abteilungen von Gnus, Jemäras und kleineren Antilopen wimmelten dort im friedlichen Spiel durcheinander. Bisher hatte ich Reisebeschreibungen, die ähnliche Bilder darstellten, immer ziemlich argwöhnisch gelesen, hier durfte ich

nun in einer Gegend, die nur von Schutztruppen-Angehörigen und einigen wenigen Forschern durchzogen war, mich selbst von dem Vorhandensein unzählbarer Wildmengen überzeugen. Gradezu an den Exerzierplatz erinnerten einzelne Bewegungen, welche von Zebras, aus irgend einem Grunde in den Galopp fallend, ausgeführt wurden. Die großen Jemäras trieben sich spielend und sich gegenseitig neckisch knuffend und stoßend auf dem Tummelplatz umher.

Plötzlich ertönte aus den Reihen der Gnus ein tiefer, brummender, metallisch klingender Warnungston, worauf nach einigen Augenblicken sich die verschiedenen Abteilungen langsam zuerst, dann immer schneller in Bewegung setzten, bis sie im Galopp vor meinen erstaunten Blicken verschwanden. Ein alter Gnubulle mußte uns, obgleich wir noch 8—900 m entfernt und auf dem Berge waren, doch wohl gewittert haben und verdarb nun durch sein Warnungszeichen das schöne Bild. Auf dem Platze, wo noch vor wenigen Minuten sich hunderte von Tieren getummelt hatten, war jetzt nichts mehr zu sehen. Ziemlich ärgerlich, obgleich ich die Jagd nicht übereifrig betrieb, kletterte ich mit meinen Begleitern in's Tal herab, um hier im Schatten eines Baumes mein Frühstück einzunehmen. Schabrum, der Ermüdung durch Marsch überhaupt nicht kannte, lungerte indessen in den benachbarten Gebüschen umher und spähte nach Wild.

Als ich etwa eine halbe Stunde geruht hatte, kam

er mit der Meldung, daß ein schönes Jemära nicht weit von mir entfernt unter einem Baum schlafend stände. Mit günstigem Winde gelang es mir, bis auf etwa 100 Schritte heranzukommen und zu schießen. Fast mit dem Schuß brach das Tier kläglich schreiend zusammen, raffte sich auf und brach abermals zusammen. Die Töne, die es fortwährend ausstieß, waren so jämmerlich anzuhören, daß sich mein Magen beinahe umdrehte. Um dem Jammer ein schnelles Ende zu machen, rannte ich von der einen, Schabrum von der anderen Seite auf das Tier zu. Wer beschreibt unsere Verwunderung, als wir um die zusammengebrochene Mutter ein kleines gelbes Etwas in wilden Sprüngen herumhopsen sahen. Ich ließ nun, um nur zuerst einmal dieses Mark und Bein durchdringende klägliche Geblöke nicht mehr hören zu müssen, von Schabrum das alte Tier mit einem gutgezielten Fangschuß erledigen.

Sodann wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Junge. Dieses, vor Schrecken ganz kopflos geworden, wich aber allen Versuchen, es zu greifen, geschickt aus. Um mit dem kleinen Tier endlich fertig zu werden, ließ ich meine zwölf Wageias, nachdem Schabrum sie bei schwerer Strafe beschworen hatte, das Tierchen nicht zu verletzen, darauf los. Aber auch diese gewandten, nackten Kerle hatten noch tüchtige Arbeit, bis sie den kleinen, zuletzt gänzlich erschöpften Hopser einfingen. Das Tierchen lag nun ganz still, so daß ich dachte, es würde sterben. Seine Größe betrug in der Höhe etwa einige Zoll über einen Fuß, sein Fell

war gelblich und weich wie Seide, an seinem Bauche baumelte noch ein 3 Zoll langes Stück Nabelschnur. Als es sich wieder etwas erholt hatte, stieß es ein piependes Geräusch aus, womit es augenscheinlich seine Mutter, die soeben von Schabrum kunstgerecht in ihre Bestandteile zerlegt wurde, herbeirufen wollte. Das Tierchen machte dabei einen so hülflosen, Mitleid erregenden Eindruck, daß ich beschloß, es aufzuziehen. Ich hatte mir in meiner Ausrüstung, um auf alles vorbereitet zu sein, von Bretschneider auch einen Gummisauger mitgeben lassen, so konnte nach meiner Meinung der Ausführung dieses Planes nichts im Wege stehen.

Inzwischen war Schabrum mit dem Beladen der Träger fertig geworden und wir machten uns auf den Heimweg. Das kleine Tier trugen trotz der mörderischen Hitze Hanibal und ich abwechselnd, da ich der übrigen Gesellschaft nicht die Zartheit zutraute, mit der unser Schützling zu behandeln war. Unterwegs begegneten wir einer Ziegenherde mit Hirten und ich machte den Versuch, ob nicht vielleicht eine Ziegenmama die Ernährung übernehmen könnte. Der Versuch mißlang gänzlich, das Kleine war so schwach, daß es von der Stiefmutter, die an allen vier Beinen festgehalten wurde, nichts nehmen konnte.

Im Lager angekommen, suchte Hanibal den Säuger, dieses für seinen Negerverstand total unbekannte Instrument höherer Kultur, hervor und ließ sich grinsend von mir erklären, wie es Verwendung finden sollte.

Nun fehlte nur noch die Hauptsache, nämlich süße Milch, in saurem Zustande ist sie in diesen Gegenden beim Schensi überall zu haben. Der Neger bewahrt die Milch gewöhnlich in Kürbisflaschen auf, welche nie gereinigt werden, wahrscheinlich, weil man eingesehen hat, daß eine solche Flasche überhaupt nicht zu reinigen ist. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß süße Milch fast unbekannt ist. Ich wußte nun trotz fabelhafter Unwissenheit in Bezug auf Kinderernährung doch soviel, daß saure und dicke Milch für Säuglinge nicht bekömmlich ist, und faßte den Entschluß, mir Milch in meine reinen Gefäße melken zu lassen. In meiner Kochlast befand sich ein großer emaillierter Milchtopf von blendender Weiße. Nachdem mir dieser frisch gewaschen vorgezeigt worden war, schickte ich Msana damit los. Schon nach kurzer Zeit war der Jüngling mit dem leeren Topf zurück, mit der Meldung, daß augenblicklich die Herden draußen auf der Weide seien und erst um, er machte mit dem Arm das Zeichen der Sonnenhöhe, 6^0 abends wieder zurückkehren würden.

Der Schensi bezeichnet die Tageszeiten dadurch, daß er mit dem Arm den Punkt am Himmel zeigt, wo zu der betreffenden Stunde die Sonne stehen muß, z. B. für 12^0 mittags zeigt er senkrecht in die Höhe etc. Auf diese Weise vermag er die Uhr bis auf 1—2 Stunden genau anzugeben.

Das arme Tierchen, welches völlig kraftlos auf meinem Bette lag, mußte also auf die Heimkehr der Herde warten. Endlich war die ersehnte Milch zur

Stelle. Ich erinnerte mich aus ferner Jugendzeit, daß Kuhmilch für Kinder verdünnt werden muß, beschloß also auch hier nur halb Milch und halb Wasser zu geben. Außerdem ließ ich das Wasser anwärmen und machte es mit Zucker süß. Die Ernährungs-Versuche, die nun von mir und Hanibal mit dem schwachen kleinen Ziehkind angestellt wurden, dauerten ewig. Das kleine Vieh wollte den ekligen Gummistöpsel nicht in den Mund nehmen, von Saugen war schon gar keine Rede. Schließlich als alles nichts half, ließ ich, indem Hanibal dem Tier den Mund aufhielt, einige Tropfen hineinlaufen. Da es schluckte, fütterten wir auf diese Weise noch einige Zeit weiter fort. Wieviel Milch es auf diese Art zu sich nahm, weiß ich nicht, jedenfalls war es am nächsten Morgen nach einer in meinem Zelte verbrachten Nacht, taufrisch und scheinbar sehr hungrig. Es stakerte mit seinen kleinen Beinen im Zelt umher und stieß in der Dunkelheit wohl mindestens zehnmal an jeden Koffer, Stuhl und Tisch an. Dabei fiepte es schon lange bevor der Tag graute und störte durch das Poltern meinen Schlaf sehr.

Um für die sichere Unterkunft des Tieres während der Nacht und während ich auf Jagdzügen abwesend war, zu sorgen, baute Schabrum mit den Trägern eine regelrechte Hürde um die vordere Seite des Zeltes. Der Bau dieser Hürde war echt afrikanisch. Schabrum zog mit einem Stock eine Linie im Halbkreis um den Eingang des Zeltes auf der Erde, an diese Linie setzte er dann je nach

der Ausdehnung, die er der Hürde zu geben gedachte, 15—20 Wageias auf den Boden. Jeder von ihnen hatte einen kurzen Knüttel aus hartem Holz in der Hand, mit welchem er vor sich ein Loch in das manchmal steinharte Erdreich bohrte. Die gelockerte Erde wurde mit der Hand aus der Vertiefung hervorgeholt und sorgfältig daneben aufgeschichtet. Solche Löcher konnten bis zu zwei Fuß Tiefe hergestellt werden. Die obere Öffnung war nur so groß, daß der Mann mit der Hand zum Hervorholen der Erde bequem hineinfahren konnte. War der künstliche Schacht tief genug, so wurden die Vertikalstreben der Hürde eingesetzt und mit der aufgespeicherten Erde wieder festgestampft. An diese sehr fest stehenden Stämme wurden dann vermittels der zähen, bastartigen Rinde eines Busches die Horizontalhölzer angebunden. Nachdem auf diese Weise ein festes Gestell in kurzer Zeit hergestellt war, wurde mit Graslagen die Hürde abgedichtet. Der Bau dauerte, das Heranholen der einzelnen Bestandteile eingerechnet, 2—3 Stunden. Werkzeuge wurden, außer Messern und den harten Holzstäben, nicht verwendet. Die Festigkeit dieser provisorischen Arbeit war eine solche, daß ich auf der Rückreise nach Monaten dieselben Hürden, nachdem das Zelt wieder dahinter gebaut war, verwenden konnte. Den Zutritt zur Hürde vermittelte eine Tür, ebenfalls aus Holz, mit dicken Grasschichten hergestellt.

Ich darf wohl behaupten, seit dem Einzuge dieses kleinen Jemäras in's Lager wurde meine Wenigkeit

auf den zweiten Platz verdrängt und alles lief und sorgte nur für das niedliche kleine Vieh. Weil es auf den Märschen nicht allein gehen konnte, wurden stets zwei Träger eigens für seinen Dienst angenommen, welche es unter meiner Aufsicht mit der größten Sorgfalt vorn in der Kolonne tragen mußten. Nach erneuten Versuchen mit der Saugflasche gelang es nun, den kleinen Zögling an sie zu gewöhnen. Ungeheuerlich muß der Durst des armen Tieres gewesen sein, wenn man ihn nach der Hast beurteilt, mit der es die erste Flasche leerte. Merkwürdig war dabei, daß Hanibal, er mochte sich noch soviel Mühe geben, bei dem Tier keine Gegenliebe fand. In den ersten vier Wochen ist er auch nicht eine Flasche voll Milch bei ihm losgeworden. Rührend war dagegen die Anhänglichkeit an mich. Auf Schritt und Tritt lief es mir nach, schon nach acht Tagen konnte ich es ohne Strick mit nach draußen nehmen. Wenn ich zur Jagd aufbrach, war es in der Hürde kaum zu halten, immer wieder rannte es mit dem kleinen Kopf gegen Tür und Wände, um zu mir zu gelangen. Später mußte Omari stets die erste halbe Stunde meiner Abwesenheit es geradezu in der Hürde bewachen, bis es sich beruhigt hatte.

Komisch war auch seine Angst des Nachts allein zu sein. Nachdem Hanibal, wenn ich zu Bett gegangen war, das Zelt auch vorn geschlossen hatte, stürmte das kleine Jemära noch stundenlang in seiner Hürde umher, manchmal versuchte es mit Aufbietung aller Kraft mit dem Kopf durch die feste Zeltwand

zu mir zu dringen. Schließlich beruhigte es sich, wenn es ermattet war, und schlief dann friedlich auf seinem Lager von weichem Heu. Verschiedene Male zwängte es jedoch seinen kleinen Körper zwischen Zeltwand und Hürde, wo der Bau nicht ganz dicht war, hindurch und irrte dann, kläglich fiepend, im dunkelen Lager umher. Aus dem Lager ist es nie weggelaufen. Ich habe in dieser Zeit Vatersorgen kennen gelernt. Ohne Störung verging mir in den ersten vier Wochen keine Nacht.

Am 27. August trafen von Göhring 50 Rupies in Kupfer mit Brief von ihm und meine Zeitungen und Briefschaften aus Europa ein. Die Verbindung mit der Welt war wieder hergestellt. Der Bote hatte sich sehr beeilt. Ich brach, nachdem ich dem kleinen Jemära ganz früh schon zwei Flaschen Milch eingetrichtert hatte, nach der bekannten, wildreichen Stelle auf, um endlich mein erstes Gnu zu schießen. Dieses Mal waren wir sehr vorsichtig und es gelang unter Berücksichtigung von Deckung und Wind bis auf 200 Schritte an ein Rudel dieser Tiere heranzukommen. Auf den Schuß wurde das ganze Tierleben des Platzes flüchtig, das von mir beschossene Gnu rannte auf drei Beinen, mit dem Schwanze krampfhaft Ringel schlagend und vor Schmerz laut brüllend davon. Da die Schweißspur gut zu sehen war, wurde die Verfolgung eifrig aufgenommen. Schon jetzt bemerkte ich bei dem Wild, welches wir bei unserem Verfolgungsmarsche antrafen — und wir trafen eine ganze Menge, da sich für gewöhnlich das

Rudel, aus dem ein Stück herausgeschossen oder welches nur durch einen Schuß erschreckt worden ist, nach einem Galopp von 8—1200 m wieder beruhigt und zu äsen beginnt — eine ganz ungewöhnliche Unruhe. Im wilden Galopp sprengte ein Rudel Zebra nach der einen, jagte eine lange Reihe Gnus, die meistens im Gänsemarsch hintereinander drein trollen, in schnellster Gangart nach der anderen Seite. Dabei erschienen am Horizont, zuerst kaum bemerkbar, kleine schwarze Punkte, die mit regelmäßigen Seitenabständen in langer Linie rasch näher kamen. Alle diese ganz ungewöhnlichen Erscheinungen konnte ich nicht deuten, aber Schabrum, der mit unserem Führer Schauri gemacht hatte, erklärte mir schließlich das Rätsel. Wir befanden uns augenblicklich ungefähr in der Mitte eines großen Kessels einer Treibjagd, die gleichzeitig von allen Schwarzen der umliegenden Ortschaften abgehalten wurde.

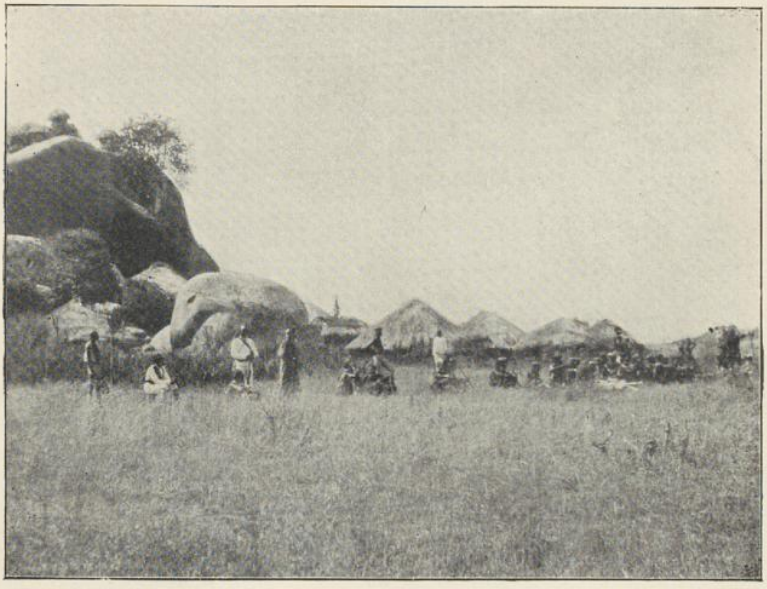
Die Schensis in dieser Gegend verfügen nicht über Feuerwaffen und sind gezwungen, wenn sie sich einmal wieder an Fleisch satt essen wollen, größere oder kleinere Treibjagden abzuhalten. Mit Bogen und Pfeil allein gelingt es nur höchst selten Gnus, Zebras oder Jemäras, den hier am häufigsten vorkommenden Wildarten, beizukommen. Die unendlich großen Flächen, die man auch bei Aufbietung aller vorhandenen Menschenkräfte niemals ganz einkreisen kann, bieten dem flüchtigen Wilde stets Gelegenheit, nach irgend einer Seite durchzubrechen. Um dieses Durchbrechen nach Wunsch in

eine bestimmte Richtung zu lenken, hilft man sich auf folgende Weise. Man baut künstliche Fänge aus Dornenhecken, welche viele 100 m lang, nach einem Punkte konvergierend, sich nicht berühren, sondern eine große Öffnung von 10—20 m Weite offen lassen. In dieser künstlich hergestellten Durchbruchstelle wird mit überraschender Genauigkeit in schachbrettartiger Anlage ein ganzes System von Fallgruben angelegt. In sechs bis acht Reihen hintereinander werden in dem harten Lehmboden, entsprechend der Breite der Durchlaßstelle, je zehn bis zwölf Löcher nebeneinander ausgehoben. Jedes Loch ist vom anderen nur durch eine etwa einen Fuß breite Lehmmauer getrennt und hat genau die Größe, daß ein großes Jemära, Zebra etc., gerade darin 2—3 m tief versinken und sich festklemmen kann. Da das einzelne Loch, wenn es neu ausgehoben ist, ganz steile Wände hat, das Wild aber in rasender Flucht ankommt, so ist an ein Entkommen nicht zu denken. Außerdem werden hinter den Hecken Leute verborgen, die jedes gestürzte Tier mit Lanzen sofort erstechen. Der Anblick eines solchen wohl durchdachten Fallensystems hat mich durch die große Arbeitsleistung, die seine Erbauung erfordert haben mußte, fast zum Zweifel an der sprichwörtlichen Faulheit der Schensis veranlaßt, jedenfalls wird ihre Fleischgier durch diese Riesenarbeit ins rechte Licht gerückt. Man bedenke, achtzig bis hundert Gruben von 2—3 m Tiefe!

Die Fallgrubenjagd für einzelne Jäger gestaltet sich etwas anders. Der oder die Jäger legen dann

Zu Seite 99. M. Weiss phot.

Meine jungen Yemäras.



Zu Seite 100.

Unterwegs.

nur eine Fallgrube an, und zwar an Stellen, wo sie wissen, daß das Wild Engpässe, Schluchten etc. gewöhnlich überschreitet. Diese Gruben werden mit dünnen Reisern bedeckt, welche wiederum durch Grasbelag gut gegen Sicht verblendet werden. Ich bin einmal vor dem Hineinfallen in eine solche Grube nur durch die Aufmerksamkeit Schabrums, der mich im letzten Augenblick zurückhielt, bewahrt worden. Die Grube lag mitten in einem häufig begangenen Wege, zwischen zwei dichten Buschgruppen.

Inzwischen kam die wilde Jagd uns immer näher. Hunderte von Schwarzen, mit Pfeil, Bogen und langen Lanzen bewaffnet, strebten alle in einer bestimmten Richtung vorwärts. Sehr viele von ihnen führten kleine häßliche Schensiköter an der Leine, die aber nur dann losgelassen wurden, wenn irgend ein Wild durch die lange Hetze völlig erschöpft fast zusammenbrach. In der Regel waren es ganz junge Tiere, die so erbeutet wurden. So fanden wir später auf dem Rückmarsch, nur leicht mit Büschen bedeckt, zwei junge Zebras am Wege liegen. Ein Wachtposten befand sich nicht dabei.

Als die lange Linie von Treibern schon über uns hinaus geflutet war, kam plötzlich ein kleines Jemära von zwei Hunden und einigen Leuten heftig verfolgt ganz in unserer Nähe vorbei. Bei diesem jämmerlichen Anblick stieg mir die Wut derartig zu Kopfe, daß ich mit der schweren Peitsche in der Hand, von meinem ganzen Gefolge begleitet, der

Gruppe nachstürmte. Hier konnte ich mich einmal recht über meine langbeinigen stämmigen Wageias freuen. Wie der Wind waren meine zwölf Kerls mit ihren Knüppeln zwischen den Hunden, die das kleine Tier gerade niedergerissen hatten und hoben es lebend, wenn auch stark blutend, auf. Das eine Auge war verletzt, auch hatte es verschiedene Bißwunden davongetragen. Als die Schensis sahen, daß ihnen diese Beute wohl entgehen würde, zogen sie knurrend hinter der übrigen Jagdgesellschaft drein. Komisch war dabei für mich der Gedanke, daß mich ein Geschehnis so aufregte, das ich am Tage vorher in ähnlicher Weise meinen Leuten selbst befohlen hatte.

Ich war bei all dem Durcheinander gänzlich von der Spur meines Gnus abgekommen und durfte mit Sicherheit annehmen, daß das kranke Tier den Schensis eine leichte Beute werden würde, daher beschloß ich den Heimweg. Bei Ankunft im Lager wurde ich vom kleinen Jemära, über welches Omari während meiner Abwesenheit gewacht hatte, stürmisch begrüßt. Da das Tierchen in der ganzen Zeit nichts zu trinken bekommen hatte, so war wohl Hunger die treibende Gewalt. Vor der Fütterung versuchte ich Hanibal und Omari klar zu machen, was eigentlich unter einer wirklich reinen Flasche zu verstehen ist. Für einige Tage wird die Belehrung wohl vorhalten, länger sicher nicht.

Unser neuer Zögling war recht schwach und wollte nicht trinken. Ich quälte mich eine volle

Stunde, aber nichts half. Omari und Hanibal quälten sich weiter, es war mit dem Tierchen rein garnichts aufzustellen. Ziehkind Nr. 1 war kleiner wie Nr. 2 und weiblichen Geschlechts, während Nr. 2 männlich war, daher wahrscheinlich der Widerwille gegen die verdünnte gezuckerte Kuhmilch. Es wurden zwei weitere Träger angenommen, um auch diesen kleinen Schwächling, Hector getauft, auf den Märschen zu tragen. Um die Tiere erst ordentlich zu kräftigen, blieb ich noch einige Zeit in Kubitamwi.

An den folgenden Tagen schoß ich durchschnittlich je zwei bis drei Gnus oder Jemäras. Ein Jäger hätte vielleicht jeden Tag fünfzehn bis zwanzig ohne Mühe schießen können. Ein beschossenes Rudel läuft fast immer nur soweit, bis es hinter dem nächsten Gebüsch oder einer Geländewelle verschwunden ist. Hier kann der Jäger, wenn die Marschrichtung gegen den Wind ist, noch einige Male bei denselben Tieren zu Schuß kommen, kommt er jedoch mit dem Winde, so kann er die Tiere schon auf 1—2 km Entfernung in eiliger Flucht verschwinden sehen. Unser Anblick scheint den Tieren nicht so unangenehm zu sein, wie unsere Witterung. Vorgreifend bemerke ich, daß alle Tiere, die ich geschossen habe, selbst bei den besten Blattschüssen erst fielen, nachdem sie noch einige hundert Fluchten gemacht hatten, bei einigen mit schlechten Schüssen mußte ich kilometerweit hinterherlaufen. Im Feuer brachen nur die zusammen, die ich von vorn auf den Stich schoß. Dieser Schuß mit dem tief eindringenden

11/12-Mantelgeschoß, ist der wirkungsvollste, natürlich von Kopf- und hohen Halsschüssen abgesehen. Verschiedentlich habe ich, wenn ich aus der Deckung schoß, zwei Tiere am selben Platze schießen können, weil der Knall allein sie nicht immer verscheuchte.

Dienstag den 31. August. — Das an zweiter Stelle eingefangene kleine Jemära ist den Hundebissen und sonstigen Verletzungen vor zwei Tagen erlegen. Die kleine Alice — so hatte ich das erste getauft —, ist munter und guter Dinge. Der „Wasserbock" muß das kleine Tier an der Leine spazieren führen, weil es sonst nicht mit ihm gehen will. Mit mir läuft es ohne Fessel. Abmarsch nach Wegeru am jenseitigen Ufer des Flusses der Kürze des Marsches wegen erst um 9^0 V. Jumbe Muita, der merkwürdiger Weise auch am anderen Ufer etwas Einfluß zu haben behauptet (er hat hier kaum etwas zu sagen), begleitete mich. Nachdem der Mara in jammervollen Einbäumen in langweiligster Weise überschritten war, fand ich an verschiedenen Stellen im harten Boden runde, mir unerklärliche Vertiefungen von etwa zwei Fuß Durchmesser. Der Jumbe erklärte diese merkwürdigen Erscheinungen für Spuren von Elefanten, die hier gleich nach der Überschwemmung, als der Boden noch weich war, vorüber gekommen seien. Es sollen im Maragebiet noch viele dieser Tiere vorhanden sein. Zu sehen war bis jetzt von ihnen nichts. Auf dieser Seite des Flusses beginnt erst die richtige Wildnis. Unser Lager wurde am Wegeru, einem rundlichen Hügel

von etwa 100 m Höhe, aufgeschlagen. Die kleine Alice hatte den Marsch prächtig überstanden und nahm mit Heißhunger die angewärmte Milch, die ich vom jenseitigen Ufer mitgebracht hatte.

Der Transport der süßen Milch durch die Sonnenglut war fast schwieriger als der des Tieres selbst und hatte mir viel Kopfzerbrechen gemacht. Schließlich brachte ich das Kunststück in folgender Weise fertig. Ich goß die frisch, in reine Gefäße gemolkene Milch in von mir selbst auf Sauberkeit untersuchte Weinflaschen und verkorkte sie so, daß ein Schütteln der Flüssigkeit unmöglich war, steckte die Flaschen in Strohüberzüge und legte sie horizontal in einen Wassersack, welcher von zwei Leuten getragen wurde. Die Wassersäcke verdankte ich dem guten Rat des Reg.-Rat Chrapkowski in Daressalam. Durch die dauernde Verdunstung des Wassers behielt die darin aufbewahrte Flüssigkeit stets eine angenehm kühle Temperatur. Auf diese Weise habe ich später oft auf acht- bis zehnstündigen Märschen in größter Sonnenhitze meine Milch süß und frisch erhalten. Aber auch anderen Getränken, und besonders der Butter bekam die Reise im Kühlsack ganz vorzüglich. Es empfiehlt sich, recht große Wassersäcke mit verschiedenen Abteilungen herstellen zu lassen, da dadurch ein Zerbrechen der Flaschen auch ohne Strohüberzüge und ein Nachfüllen der verdunstenden Flüssigkeit auf dem Marsche vermieden wird. Man tut jedoch gut, das Gewicht nicht über 50 Pfund zu erhöhen, da bei Bergpartien

der Sack auch vorübergehend von einem Manne getragen werden muß. Ein aus gutem Segelleinen hergestellter Sack, dauernd (auch nachts) im Gebrauch, hält sich etwa einen Monat. Sodann beginnt er, namentlich an den Stellen, wo die darin liegenden Flaschen scheuern, durchzufaulen.

Kapitel VII.

Zähigkeit der Hyäne — Versuche mit Geschoßarten — Meine Garderobe — Lager in Chawantena — Strauße — Malaria.

In dieser Gegend wimmelte es von Wild. Die Verfolgung angeschossener Stücke überließ ich, wenn es mir selbst nicht gelang, sie zur Strecke zu bringen, eingeborenen Hülfstruppen, oder meinen Wageias. Ich konnte dann bei der Fleischgier besonders der Eingeborenen — die Wageias wurden von mir zu gut gefüttert — sicher darauf rechnen, für einige Pesas des Abends vor meinem Zelt den Kopf mit Gehörn vorzufinden. Sehr selten entkommt diesen gewandten Kerls, die am Tage mit Leichtigkeit ihre 30—50 km laufen können — Massais sollen auf ihren Beutezügen bis 90 km pro Tag und Nacht machen — ein auch nur leicht angekratztes Stück.

Des Nachts ertönte verschiedentlich ganz in der Nähe des Lagers der Schrei der Hyänen, auch war zweimal in der Ferne Löwengebrüll wahrzunehmen. Ich beschloß daher, hier meine Fallen aufzustellen, um Raubtiere, denen man am Tage nicht begegnet, und die man bei Nacht der Dunkelheit wegen nicht

schießen kann, zu fangen. Seltsamer Weise leugneten alle befragten Schensis kalt lächelnd, daß Löwen in der Gegend vorhanden seien, obgleich man sich jede Nacht vom Gegenteil durch seine Ohren überzeugen konnte. Auch von Leoparden, die hier vorkommen, wollten sie nichts wissen.

Schabrum erklärt mir diese Sonderbarkeit wie folgt: Erstens wollen die Schensis den Löwen deswegen nicht verraten, weil er ihnen, ohne in wildreichen Gegenden sie selbst je anzugreifen, oft zu einer guten Fleischmahlzeit verhilft. Wenn der Löwe des Nachts ein größeres Stück — Büffel, Gnu, Jemära — gerissen hat, so frißt er davon, sofern er allein ist, nur einen geringen Teil. Das Übrigbleibende wird dann Tags darauf sehr häufig die Beute der umherstreifenden Schensis, die diese günstige Gelegenheit sich um keinen Preis entgehen lassen. Zweitens aber wird der Schwarze deshalb nie von Löwen etwas wissen wollen, weil er mit Sicherheit annimmt, daß er im andern Falle sofort aufgefordert, unter Umständen sogar mit sanfter Gewalt gezwungen wird, den betreffenden weißen Frager — denn nur ein solcher wird ähnliche Fragen stellen — zum Löwen hinzuführen. Dieses ist nun für ihn eine mißliche Sache, denn er begibt sich nur höchst ungern in die Nähe des Königs der Tiere, auch weiß er, daß er in hundert Fällen den Löwen vielleicht nicht einmal wirklich finden wird. Dann aber wird der weiße Bana den armen schwarzen Schensi mit Vorwürfen überhäufen und Redensarten über absichtliches Irreführen

etc. fallen lassen. So hat denn der Führer auf solcher Suche selten reine Freude zu erwarten. Diese Erklärungen des Ombaschas leuchteten mir ein und ich habe später derartige Fragen nur des Spaßes halber, wenn in der Nacht besonders viel Löwenspektakel zu hören gewesen war, noch einige Male gestellt.

Die Hyänen brachen mir, wahrscheinlich des kleinen Jemära wegen, des Nachts fast in die Hürde ein. Ich stellte daher die großen Schlagfallen gut versteckt und mit Ködern versehen, auf. Schon in der ersten Nacht fing sich eine Hyäne und wurde, da sie mit der schweren Falle davon gelaufen war, am nächsten Morgen in etwa 1000 m Entfernung im Busch aufgefunden. Ich beabsichtigte die Hyäne, welche im übrigen wohl und unverletzt war, mit der Browningpistole, 7,65 mm zu erschießen. Zu diesem Zwecke stellte ich mich etwa fünf Schritte vor dem ermüdeten Tiere auf und gab alle sechs Schüsse des Rahmens gut gezielt auf seinen dicken Kopf ab, ohne einen nennenswerten Erfolg zu erzielen. Die Hyäne stand und blieb stehen. Hierauf ging ich zur großen Mauserpistole mit Halbmantelgeschossen über. Mit dieser gab ich nur einen Schuß aus zwanzig Schritt Entfernung auf das Blatt des Tieres ab, worauf es sofort tot zusammenstürzte. Um den Mißerfolg mit der Browningpistole aufzuklären, ließ ich den Kopf der Hyäne abschneiden, zum Mitnehmen präparieren und die einzelnen Browninghalbmantel daraus hervorsuchen. Fünf Geschosse

hatten den äußeren Schädelknochen glatt durchschlagen, waren dann aber fast undeformiert wirkungslos in dem eisenharten inneren Knochengebäude des Kopfes stecken geblieben, ohne bis zum Gehirn durchdringen zu können. Ich zog aus diesem Vorkommnis den Schluß, daß für Nahkampf mit afrikanischen Raubtieren doch etwas stärkere Schußwaffen am Platze sind, als die kleine, auch von Tropenjägern so gelobte Browning. Den betreffenden Hyänenschädel habe ich der Wissenschaft halber aufbewahrt.

Des Nachmittags unternahm ich eine längere Streife, um Gnus zu schießen. Ich machte bei dieser Gelegenheit die sonderbare Erfahrung, daß man in sehr vielen Fällen am besten offen an das Wild heran geht. Ich hatte mehrfach bemerkt, daß große Rudel Jemäras, Zebras und Gnus, wenn meine Träger in der Marschkolonne sich ihnen näherten, nur 2—300 Schritte weit wegliefen und dann ruhig stehen blieben. Ja, manchmal öffnete sich das Rudel sogar nur auf etwa 150 m und ließ die Leute hindurchgehen, ohne große Furcht zu zeigen. Diese Vertrautheit der Tiere, die ganz genau wußten, der Schensi könne ihnen höchstens auf 50—60 Schritte mit Pfeil und Bogen zu Leibe gehen, und die den Weißen überhaupt noch nicht kannten, habe ich öfter in der ganz offenen Steppe ausgenutzt.

Das Beschleichen des Wildes ist in allen Fällen sehr schwierig, da es in jedem Busch, hinter jedem Baum seinen natürlichen Feind, den gewandten Leoparden im Hinterhalt glaubt und zu

vermeiden sucht. An sich ist jede Antilope in ganz offenem Gelände bedeutend furchtloser, wie im Busch, weil sie weiß, daß ihr an Schnelligkeit kein Raubtier gleichkommt. Mehrfach habe ich bemerkt, daß in unübersichtlichem Gelände sogar eine Art Wachen an überhöhenden Punkten z. B. auf Termitenhügeln standen, die bei meiner Annäherung schon auf große Entfernung einen prustenden Schreckton von sich gaben, wodurch die übrigen dann sofort aufmerksam gemacht wurden. Am dickfelligsten benahmen sich stets die Zebras, als wenn sie wüßten, daß sie nicht geschossen werden dürfen.

Was den Anzug des Jägers betrifft, so glaube ich, daß der gewöhnliche gelbe Khakianzug für die Jagd sehr geeignet ist, besonders wenn es sich um das schwierige Beschleichen handelt. Für das offene Vorgehen ist vielleicht der weiße Anzug besser, weil er zugleich im hohen Grade die Neugierde der Tiere erregt. Meine beiden weiß gekleideten Katekiros mit breiten Patronengürteln aus Leopardenfell haben jedenfalls beim Marschieren keineswegs eine Panik unter den Antilopen hervorgerufen.

Auf dem Rückmarsch kamen wir durch Stangenholz und Schabrum zeigt mir in vielleicht 4—500 m Entfernung eine Herde Giraffen. Diese stattlichen Tiere fraßen — es war komisch anzusehen — indem sie sich neigten von oben von den 3—4 m hohen Bäumen. Auch sie dürfen nicht geschossen werden, vielleicht sind auch sie vom Gouvernement für kommende Geschlechter als Haustiere für die Kolonie in Aussicht genommen

und müssen daher von den Weißen fleißig geschont werden. Für die Schwarzen gelten natürlich alle diese schönen Gesetze nicht, wenigstens ist es völlig unmöglich, deren Erfüllung zu kontrollieren. Mir persönlich lag wenig daran, die hübschen Zebrapferdchen zu schießen, eine Giraffe hätte ich aber doch gern erbeutet, schon um einmal das gewaltige Tier in der Nähe beobachten zu können. Näher wie auf 300 m konnten wir trotz der Deckung im Holze nicht an die Herde herankommen. Aus dieser Entfernung wäre ein Schuß mit M. 88 auf diese Riesentiere so gut wie sicher gewesen. Mit diesem Gedanken tröstete ich mich schließlich und zog befriedigt von dem eigentümlichen Anblick dem Lager zu.

Fast jeden Tag geht hier ein tüchtiger Regenschauer nieder, glücklicherweise aber fast immer des Abends. Ich lernte mein Zelt bei diesen Gelegenheiten erst recht schätzen. Es war völlig wasserdicht. Die Schwarzen krochen heimlich mit unter das Sonnensegel, welches noch über das eigentliche Zelt gespannt ist. Regen scheint ihnen sehr unangenehm zu sein. Dieses nach beiden Seiten bis auf den Boden reichende dicke wasserdichte Segeltuch dient hauptsächlich dazu, die darunter aufgespeicherten Lasten vor Regen zu schützen und bei starker Sonne die größte Glut abzufangen.

Am 3. September fiel das Stück Nabelschnur beim kleinen Jemära ab. Es war immer trockener geworden. Die Schensis behaupteten, daß das Tier nun vierzehn Tage alt sei.

Ich machte bei den Jagden Versuche mit verschiedenen Geschoßarten. Vollmantel ist außer bei Schüssen auf Hals, Kopf oder Stich völlig unbrauchbar, es gelang mir nicht, damit den Tieren auch nur einen wirkungsvollen Fangschuß auf's Blatt zu geben. Dabei ist die Einwirkung von 9 mm der von 8 mm ziemlich gleich, indem von beiden Arten selbst bei letztgenannten Schüssen mehrere nötig sind, um die Tiere zu töten. Ein Schießen mit Vollmantel auf Löwen und Leoparden würde meiner Ansicht nach dem Selbstmord gleich zu achten sein. Die großen zähen Antilopen kümmern sich um Schüsse mit diesen Geschossen so gut wie gar nicht und sind von mir fast nie damit zur Strecke gebracht.*) Sehr gut ist die Wirkung von vorne abgefeilten Voll- — 11/12 Mantel — und Loch-Geschossen. Die beiden erstgenannten ergeben aber auf Entfernungen über 300 Schritt manchmal Ausschüsse, da die Geschosse sich häufig nicht mehr genügend stauchen, sondern sich nur der zerfetzte Mantel von dem ziemlich intakt bleibenden Bleikern trennt. Der Ausschuß hat dann die Größe eines Einmarkstücks. Mit Loch-Geschossen habe ich einen Ausschuß nur bei ganz kleinen Antilopen und Gazellen feststellen können, sonst immer starke innere Zerreißungen und Blutungen ohne Ausschuß. Leider ist bei letzteren Geschossen die Flugbahn wohl etwas durch das veränderte Gewicht beeinflußt, ich habe wenigstens mit ihnen häufiger vor-

*) Eine kurz angesetzte Kavallerie-Attacke wird mit Vollmantel nicht leicht abzuschlagen sein.

beigeschossen. Da meine Schritte reichlich 0,80 m groß sind, so kann man bei den Zahlenangaben statt 100 Schritt 80 m annehmen. Es wird sich für die Jagd empfehlen, nie mit Vollmantelgeschossen zu schießen, weil das am stärksten wirkende Geschoß zugleich das menschlichste ist. Ich glaube nicht, daß Wild, welches auch nur leichte Wunden erhalten hat, im Stande ist, sie vor den hier zahllos vorhandenen Fliegen und sonstigen Parasiten zu schützen. Im anderen Falle aber wird es bei lebendigem Leibe von den in der Wunde auskriechenden Maden langsam aufgefressen. Auf die Verwendung von Vollmanteln gegen Dickhäuter komme ich später zurück.

Am 4. September Marsch nach Uaschi. Hier und in Kisaka ist der Vater meines Katekiro Msana mit Namen Matico Sultan, er kam uns in liebenswürdigster Weise mit Gastgeschenken entgegen. Ich baute mein Zelt am selben Platz, wo vor Jahren das von Baumstark gestanden hatte. Die Hütten des Dorfes sind auf einem Felsen gelegen, der sich etwa 50—60 m steil und getrennt von den umgebenden Bergketten aus dem hier flachen Gelände erhebt. Schon auf dem Marsche waren wir häufiger an solchen Felsblöcken vorbeigekommen, die den Eindruck machen, als wenn sie mit all ihren Rissen, Spalten und Steintrümmern direkt vom Himmel in die Ebene herabgefallen wären. Ich sah zum ersten Male den Sekretair (Schlangenkranich), der mit würdigen Schritten seiner nützlichen Beschäftigung, Schlangen zu vertilgen, nachging. Als wir näher kamen, zeigte

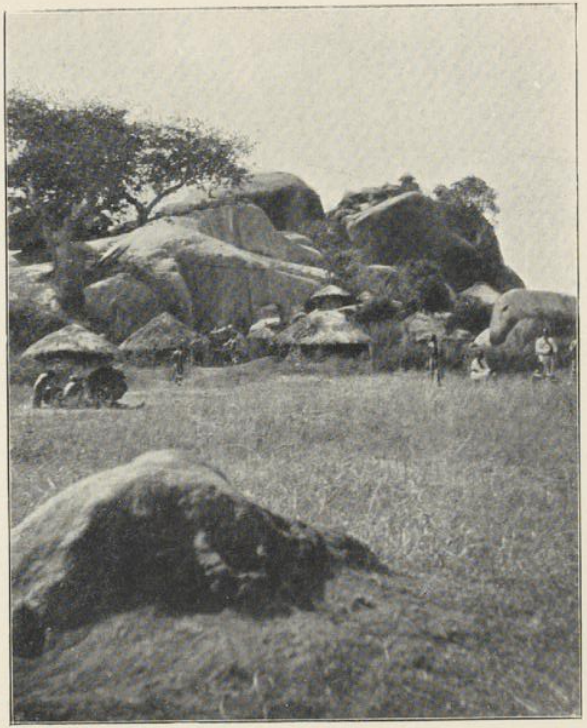
es sich, daß er wohl schon ziemlich viel dieser eigenartigen Nahrung zu sich genommen haben mußte, er nahm nämlich, mit seinen stakigen Beinen, bevor er sich in die Luft erheben konnte, einen unverhältnismäßig langen und komischen Anlauf von etwa 40 m.

Zu meiner Überraschung bemerkte ich plötzlich im hellen Sonnenschein nackte weiße Menschen, welche mit Bogen und Pfeil der Jagd auf Vögel oblagen. Die merkwürdige Farbe erwies sich jedoch beim Näherkommen als ein Anstrich des ganzen Körpers mit weißem Ton. Im Lager angekommen, wurden mir auch noch ein halbes Dutzend Töchter des Landes in eben dieser Bekleidung vorgeführt. Schabrum erklärte, daß man auf diese wunderbare Weise hier zu Lande das Fest der Beschneidung, Konfirmation und Hochzeit zu feiern pflegt. Als die Leutchen die kleine Alice mit der Saugflasche zu sehen bekamen, waren sie vor Staunen fast stumm, trösteten sich aber bald mit dem Gedanken, daß den Wasungu (Weißen) eben nichts unmöglich ist. Ich beneidete übrigens das Völkchen um die Wohnplätze auf den von der Sonne durchglühten Felsen nicht. Mein Zelt unter dem Baum war kühler.

Die steinige Umgebung beherbergte nach meiner Schätzung sicher Leoparden, daher stellte ich noch bei Tageslicht die beiden Tellereisen auf. Nach einer halben Stunde großer Spektakel und Gerenne im Lager, es saß etwas in der Falle. Als ich mit dem Karabiner bei derselben ankam, war schon das halbe Dorf versammelt und staunte einen kleinen gelben

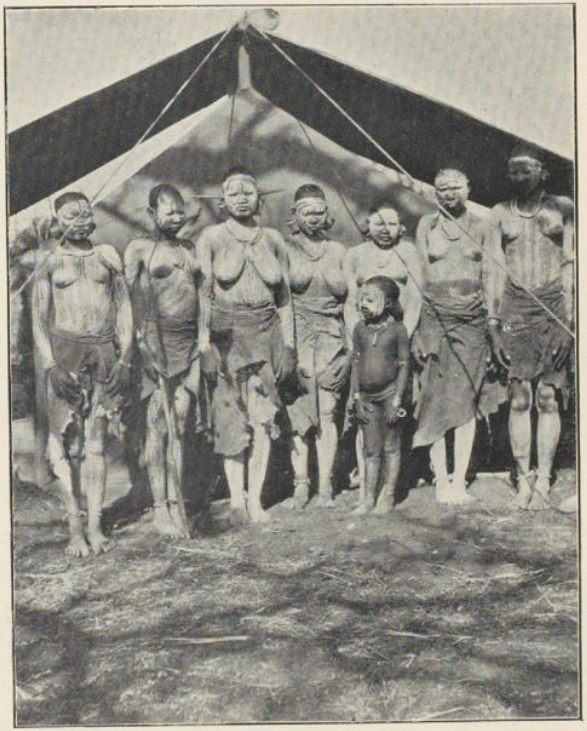
Schensiköter, der sich gefangen hat, unter Jubelgebrüll von allen Seiten an. Es dachte niemand daran, den allerdings wohl herrenlosen Hund aus der Klemme zu befreien, es war dazu allerdings auch wohl niemand im Stande. Der Hund war an der Schnauze gefangen, die Stacheln der Bügel der Falle (größte Nummer der Weberschen Tellereisen), waren von beiden Seiten in den Kopf eingedrungen. Bei der gewaltigen Kraft, die die beiden breiten stählernen Federn zu entwickeln vermögen, hielt ich den Hund für verloren. Ich öffnete nun das schreckliche Marterwerkzeug vorsichtig und — o Wunder! — der Hund lief unter dem Jubel der Menge, nachdem er den Kopf einige Male hin- und hergeschüttelt hatte mit eingeklemmtem Schwanze sichtlich beschämt davon. Von Sterben, Schmerzensgeheul etc. keine Rede, ein würdiger Diener seiner Herrn. Beide Fallen brachten am nächsten Morgen Viehzeug, das ich auch nicht einmal dem Ansehn nach kannte. Ich hielt es für eine Kreuzung aus Ratte und Katze.

Während der nächsten acht Tage zog ich langsam weiter, fand aber nur wenig Wild. Am 9. September kamen wir nach Chawantena, wo wir vom Sultan Mahiti empfangen wurden. Seine Residenz liegt in der schönsten Gegend, die man sich denken kann, die ganze Umgegend englische Parklandschaft, sogar eine grün eingefaßte Sumpfstelle mit Reihern und Kronenkranichen fehlt nicht. Da zwei Nashörner gemeldet wurden, blieb ich hier. Der Sultan bettelte mich um alte Kleider an, ich konnte ihm



Zu Seite 110.

Bewohnte Felsgruppe.



Zu Seite 111.

Schöner Besuch im Lager.

aber leider nicht dienen, denn ich war selbst in Verlegenheit, da schon jetzt mein doppelter Filzhut und mein einer Khakianzug durch das dauernde Kriechen durch Busch und Dornen verboten aussahen. Einen anderen Hut hatte ich nicht, wohl aber noch zwei Khakis. Der Filzhut, den ich während der ganzen Reise trug, war für die Sonne völlig ausreichend. Den Tropenhelm, in welcher Form es sei — beim Schießen unbequem sind alle —, fand ich überflüssig. Dagegen schützten die breiten Ränder des starken, festsitzenden Filzes die Augen beim Kriechen prächtig gegen die Dornen. Dafür sah der Hut, wie auch mein Rock auf Schultern und Rücken aus, wie ein schlecht gerupftes Huhn. Aus dem Khaki hingen Dreiecke und Fäden heraus. Jeder Dorn nahm sich einen Teil. Der Rock wurde täglich gewaschen, als ich ihn aber am Ende der Reise verschenken wollte, verweigerten die Schensis grinsend diese Liebesgabe. Der Hut ruht am Grunde des Viktoria Nyanza.

Es folgten nun zwei Tage sehr großer, leider vergeblicher Anstrengungen an die Nashörner heranzukommen. Am ersten fanden wir nach langem Suchen ein Standlager der Tiere. Ich spürte es durch den Geruchssinn auf. Unter Wind vorbeigehend, hatte ich auf einmal den bekannten, würzigen Duft nach gutem Schnupftabak in der Nase. Baumstark, der viele Nashörner geschossen und beobachtet hat, meint, daß das Aroma von den Sprößlingen der Kandelaber-Euphorbien herstamme, die mit Vorliebe von den Nashörnern gefressen werden. Der weiße Milchsaft

der Euphorbien gilt bei den Schwarzen als sehr giftig und soll heftige Entzündungen an den Augen hervorrufen, wenn er hineingelangt. Es gelang uns zum Schluß sogar bis auf 200 m an ein schlafendes Tier heranzukommen. Aber bevor ich zum Schießen fertig war, sauste die unförmige Masse mit großer Geschwindigkeit davon und ward nicht mehr gesehen.

Wir fanden bei der Sucherei einen Platz, auf welchem vor einiger Zeit ein Straußennest gewesen war. Der ganze Boden war mit zerbrochenen Schalen der ausgebrüteten Eier bedeckt. Zwei ganze Eier machten einen verdächtigen Eindruck. Ich dachte an Wilhelm Busch: „Kristine, Kristine, de fulen, dat sind mine.“ Mitgenommen wurden sie aber doch. Am nächsten Tage bekam ich auch eine Herde schöner Strauße zu sehen. Diese Tiere sind aber so vorsichtig und scharfsichtig, daß ich — selbst wenn ich gedurft hätte — keines von ihnen hätte schießen können. Strauße müssen als zukünftige, schon jetzt als brauchbar befundene Haustiere, geschont werden. Natürlich nur von den 50—100 weißen Jägern. Die 7 Millionen Schensis dürfen sich nach Wunsch bedienen.

Ziemlich ermattet kam ich nach Hause. Mein Bad in der Gummiwanne wartete auf mich. Ich habe, trotzdem das Wasser meistens rar, um meine faulen Wageias genügend an den Ruhetagen zu bewegen, fast in jedem Lager täglich mein Badewasser zusammenholen lassen. Oft mußte es kilometerweit in kleinen Gefäßen herbeigetragen werden, die Kerle kamen

dann tüchtig schwitzend wieder an. Sie wären ohne diese gesunde Bewegung sonst den ganzen Tag ohne Tätigkeit gewesen. Befreit vom Wasserholen waren die 10—12 Leute, die mich stets begleiteten.

Am 12. September hatte ich beabsichtigt, noch einmal mein Heil auf Nashörner zu versuchen. Als aber um 8^0 morgens das Mehl, welches der Sultan am Tage vorher nicht hatte liefern können, immer noch nicht erschien, ließ ich das Dorfoberhaupt herholen. Es stellte sich heraus, daß nur sehr wenig Mehl vorhanden war und die Leute sich weigerten, meinen Trägern weitere Lebensmittel zu liefern. Ich hatte bei früherer Gelegenheit erfahren, daß die Wageias zwar sehr gern Fleisch essen, aber nur als Zukost. Hätte ich die Leute auch nur drei Tage hintereinander ausschließlich mit Fleisch ernähren wollen, so wäre nach meiner festen Überzeugung die ganze Gesellschaft entlaufen. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als nachzugeben, d. h. mich so schnell wie möglich auf den Marsch zu machen, um in besserer Gegend für vegetabilische Nahrung Sorge zu tragen.

Auf dem Marsche, der sich in der zweiten Hälfte durch glühendheiße Felspartien hinzog, kam bei mir zum ersten Male Fieber zum Durchbruch. Es stellte sich heftiges Erbrechen ein und ich war zeitweise Viertelstunden lang unfähig, zu gehen. Jetzt fiel es mir schwer auf die Seele, daß ich in der letzten Zeit ganz vergessen hatte, Chinin zu nehmen. Dazu kamen die übermäßigen Anstrengungen der

beiden letzten Tage, die ich vom frühen Morgen bis zum Abend dauernd auf der Suche verbracht hatte. Schließlich langte ich jedoch in leidlicher Verfassung im neuen Lager an, wo ich mich sofort zu Bett legte. Als am Abend der Anfall vorüber war, nahm ich die vorgeschriebene Dosis Chinin, wodurch alle Erscheinungen endgültig verschwanden. Allerdings blieb große körperliche Schwäche zurück, die mich einige Tage am Ort festhielt.

Einige Worte über die Malaria seien hier eingeschaltet. Durch wissenschaftliche Versuche in England und Italien, namentlich aber durch die Forschungen unseres Robert Koch ist mit Bestimmtheit erwiesen, daß für die Verbreitung und Fortpflanzung dieser Hauptplage fast aller tropischen Länder einzig und allein die Anopheles-Mücke in Frage kommt. Die Sage von der „mal aria“ (schlechte Luft), die besonders aus frisch umgeackertem Boden hervorkommen und Menschen infizieren soll, ist jetzt endgültig zu den Akten gelegt. Aber nicht bloß die genauere Kenntnis des Krankheitserregers verdanken wir dem hervorragenden deutschen Forscher, sondern vor allem auch die richtige Anwendung der Heilmittel. Chinin diente schon von Alters her in allen Ländern als bestes Mittel gegen die Krankheit, aber in welchen Dosen dieses Gegengift genommen werden mußte, um einerseits die Krankheit genügend zu bekämpfen, andererseits den menschlichen Organismus nicht zu schädigen, wurde erst von Koch endgültig festgestellt. Ja sogar die genauen Zeiten, in

denen die Medizin am besten gegen die im menschlichen Blut befindlichen verschiedenen Formen der Parasiten wirkt, wurden durch mikroskopische Blutuntersuchungen von ihm bestimmt.

Nach Ansicht der hervorragendsten Sachverständigen, z. B. des Oberstabsarztes Dr. Ollwig in Daressalam, dem ich alle Einzelheiten über die Krankheit verdanke und der als langjähriger Begleiter und Assistent des Professor Koch die Forschungen dort fortsetzt, hat die Krankheit heute alle Schrecken verloren. In Daressalam wohnen seit etwa zehn Jahren rund 300 Europäer, von denen jährlich früher viele, jetzt manchmal einer der Krankheit zum Opfer fällt. Weshalb gibt es dann überhaupt noch Todesfälle am Fieber? wird der Leser mit Recht fragen. Auf meiner ersten kleinen Expedition mit Baumstarks Kompanie nach Kissidju hatten wir den weißen Unteroffizier Ehrhardt bei uns, einen besonders kräftigen, gesunden Mann, der es, gerade, weil er so kräftig und gesund war, nicht für nötig hielt, sich der kleinen Unbequemlichkeit des Chininschluckens zu unterziehen. Die Nachlässigkeit blieb nicht unbestraft, denn eines schönen Tages lag er nach großen körperlichen Anstrengungen kläglich auf der Nase und gestand nun reumütig seine Verfehlung. Er bekam dann rechtzeitig seine Dosis und war am nächsten Tage wieder völlig frisch. So wie dem Unteroffizier Ehrhardt geht es leider noch sehr vielen. Haben dann viele kleine Anfälle die Gesundheit geschwächt, haben die Parasiten sich im Blut ungestört vermehrt, so

wird dadurch, wenn ich Ollwig richtig verstanden habe, das menschliche Blut derartig zersetzt, daß es nicht mehr im Stande ist, das Gegengift Chinin, zu dem in der Not doch zuletzt gegriffen wird, aufzunehmen. Schon ganz leichte Dosen lösen unter diesen Umständen dann manchmal einen Anfall des höchst gefährlichen, früher oft tödlich verlaufenden Schwarzwasserfiebers aus, das bei einer richtigen Chininprophilaxe, wie nachgewiesen ist, durchaus vermieden werden kann (Ollwig). Bevor dieser Zusammenhang richtig erkannt war, wurde auch gegen Schwarzwasserfieber das in diesem Falle so sehr schädliche Mittel womöglich in noch größeren Dosen weiter gegeben.

Die, ich möchte wohl sagen, absolut sichere Prophilaxe besteht darin, daß besonders der Anfänger mit peinlichster Regelmäßigkeit jeden achten und neunten Tag je 1 gr Chinin nimmt. Bei diesem Verfahren wird der Betreffende nach meiner Erfahrung und den Aussagen aller derjenigen, die ich darüber zu sprechen Gelegenheit hatte, auch in den schlimmsten Gegenden überhaupt nie erfahren, was Malaria ist. Übele Folgen des Chinins habe ich bei mir nicht bemerken können. Eine zweite, etwas mildere Art der Vorbeugung schreibt vor, fortlaufend jeden siebenten Tag 1 gr zu nehmen. Auch diese Art wird von vielen noch für vollständig ausreichend gehalten. Malariaerscheinungen werden auch hier zu den Seltenheiten gehören und immer nur ganz leicht auftreten.

Was nun die Tageszeit des Einnehmens betrifft, so habe ich nach Vorschrift das Mittel stets des

Abends zwei bis drei Stunden nach dem Abendessen dicht vor dem Schlafengehen eingenommen. Auf diese Weise verschläft man besonders nach anstrengender Tätigkeit alle Nachwirkungen, wie Ohrensausen, und eine kaum nennenswerte Übelkeit. Diese Folgeerscheinungen machen sich erst zwei bis drei Stunden nach dem Einnehmen bemerkbar. Getränke jeder Art außer Sekt und Selterswasser stören die Wirkung des Chinins in keiner Weise.*) Für mich war es in Tabletten zu 0,5 gr am bequemsten zu verschlucken. Andere nehmen das Mittel als Pulver in Oblaten. Flüssig wird wohl niemand auf die Dauer Chinin nehmen wollen, es ist zu bitter. Mit den beschriebenen Vorbeugungsmethoden wird man, sobald man in gesunde Gegend kommt, nachdem man sie noch vierzehn Tage bis vier Wochen fortgesetzt hat, natürlich aufhören. Ältere Afrikaner werden mit den Jahren gegen das Fieber unempfindlicher, so daß sie mit weniger Chinin auskommen, oder wohl gar aufhören können, es zu nehmen. Leute, die Chinin nicht vertragen, bleiben besser aus den Tropen fort.

Dieses sind in Kürze die Mittel, die der Mensch von innen anwendet, um sich vor Malaria zu bewahren. Äußerlich ist es gut, wenn man möglichst die Mücken am Stechen verhindert. Des Nachts geschieht das am besten durch heile, sorgfältig schon am Tage

*) Es ist nützlich zu wissen, daß alle kohlensauren Getränke beim Nehmen von Chinin, also bei Malaria, die Wirkung der Medizin sehr vermindern. Beim Schwarzwasserfieber sind sie dagegen von hervorragend guter Wirkung.

geschlossene Moskitonetze über den Betten. Die Anopheles-Mücke ist ein ausgesprochenes Nachttier, am Tage hat man überhaupt nichts von ihr zu befürchten. In der Dämmerung, besonders bei hell erleuchtetem Eßtisch, setzt sie sich gern im Schatten unter der Tafel auf die schwarzen Strümpfe, auf denen sie nicht gesehen wird und durch die sie glatt hindurchstechen kann. Es empfehlen sich daher weiße Stiefel, die noch über die Enkel hinausreichen und so das Leckermaul am Naschen hindern. Die Anopheles sieht aus wie unsere heimische Mücke und ist von ihrem afrikanischen Kollegen, dem Culex, der in unendlich größerer Anzahl vorhanden ist, im Fliegen nicht zu unterscheiden. Wohl aber, wenn sie sitzt oder wenn sie gefangen ist. Im Sitzen steht nämlich ihr Körper fast senkrecht zu der Wand, an der sie ruht, im Gegensatz zum Culex, dessen Leib parallel zu der Fläche, an der er sitzt, getragen wird. Die ausgerissenen Flügel der Anopheles zeigen, gegen das Licht gehalten, in der sonst durchsichtigen glashellen Substanz dunkle Flecken, welche bei anderen Mücken nicht gefunden werden.

Ich persönlich habe in den sieben Monaten, von denen ich ungefähr drei in Daressalam verlebte, nur einen einzigen schwer Fieberkranken zu Gesicht bekommen. Ich nehme die Schwarzen aus, die alle naselang um dawa (Chinin) bitten, da sie nie etwas ordentliches gegen die Malaria tun und alle mehr oder minder Parasiten im Blut haben. Gerade der Schensi bietet durch seine Gleichgültigkeit der Krankheit gegen-

über den Mücken immer wieder Gelegenheit, sich an ihm neu zu infizieren. Da man aber unmöglich alle Schwarzen von Malaria befreien kann, so versucht man mit großem Erfolge, wie besonders Daressalam zeigt, durch möglichste Vernichtung der Mücken der Plage zu Leibe zu gehen. Alle Sümpfe, die Brutherde der Tiere, werden, soweit angängig, trocken gelegt, kleinere Tümpel werden mit Petroleum begossen, so daß die Larven im Wasser ersticken müssen, alles überflüssige Buschwerk wird entfernt und so fort. Große dauernde Überanstrengungen wie Dauermärsche, zu lange Jagden, vermindern die Widerstandskraft des Körpers gegen Malaria, und werden besser vermieden. Jemand, der an Schwarzwasserfieber erkrankt wäre, zu sehen, ist mir nicht gelungen. Nach allem, was ich persönlich über diese beiden gefährlichsten Krankheiten Ost-Afrikas habe in Erfahrung bringen können, muß ich sagen, daß eine ernstliche Gefahr von ihnen nach meiner Ansicht kaum noch bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft zu befürchten ist.

Kapitel VIII.

Eine Eheirrung — Dichtigkeit des Buschwalds — Die afrikanische Lerche — Begegnung mit einem Löwen — Die Boma in Ikoma — Meine Menagerie.

Lumuli oder Rumuri, wie mein jetziges Lager hieß, ist in den Bergen gelegen. Ich hatte einen herrlichen Blick hinab auf die Ebene, in der es von Wild wimmelte. Da ich aber zu schwach war, hinabzusteigen und zu jagen, mochten meine braven Träger einige Tage blankes Mehl futtern, was hier reichlich zu haben war. Ich selbst aß vorzügliche heimische Konserven von Rehse aus Wülfel, meinem Heimatsdorf. Konserven, hauptsächlich Gemüse und Früchte, kann man gar nicht genug mitnehmen, ich hatte leider viel zu wenig. Göhring überließ mir eine ganze Last davon aus seinem Vorrat.

Die Erlebnisse des 15. will ich genauer schildern, weil in ihnen der Schwarze in neuer Beleuchtung erscheint. Um 6^0 V. hörten wir im Lager, aus dem Tal heraufschallend, zwei Schüsse fallen. Schüsse aus einer Gegend, in welcher außer unseren keine Gewehre vorhanden waren, veranlaßten mich, den

Ombascha mit den Katekiros hinzuschicken, um zu sehn, was los sei. Nach einer Stunde traf Meldung ein, daß am Fuße des Hügels, dicht am Wege, ein Askari und seine Frau erschossen lägen. Auf diese sonderbare Meldung hin machte ich mich selbst auf den Weg und fand einen Boy, der bei dem Ehepaar in Dienst gestanden hatte. Schabrum kannte die ganze Gesellschaft und sagte, daß das erschossene Ehepaar nach Ikoma gehöre.

Die Vorgeschichte zu dieser traurigen Begebenheit erfuhr ich dann später in Ikoma. Der Askari stammte ursprünglich aus Tabora, kam durch Versetzung nach Schirati und heiratete dort eine sehr bekannte Schensidame. Durch abermalige Versetzung kam das Ehepaar nach Ikoma. Hier vertrugen sich die Eheleute sehr schlecht. Er trank und verprügelte die Frau, wurde auch oft wegen dieser Vergehen von der Station bestraft. Schließlich wurde endgültige Trennung beschlossen. Sie gab ihm die vierzehn Rupies, die er ihren Eltern bei der Hochzeit als Hochzeitsgabe gegeben hatte, zurück. Allseitige Zufriedenheit. Unteroffizier Mierswa in Ikoma gab der jungen Frau auf ihren Wunsch einen Rukhsa (Reisepaß), weil sie zu ihren Eltern nach Schirati zurückkehren wollte. Die Frau machte sich mit zwei Boys und ihren ganzen Habseligkeiten, als Matten, Töpfe, Geld etc. auch auf die Reise. Am nächsten Tage war der Askari mit Gewehr, Patronen und seinen sonstigen Ausrüstungsstücken aus Ikoma verschwunden. Die Station ließ vergeblich nach ihm suchen.

Was sich nun weiter zugetragen hatte, ergab sich aus den Erzählungen des Boy. Als er mit der Frau und dem zweiten Boy gestern abend in Lumuli angekommen war, erschien plötzlich der Askari bei ihnen und forderte von der Frau den Rukhsa, dessen Herausgabe jedoch verweigert wurde. Er schlief dann mit ihnen zusammen und versuchte, am Morgen seine Frau zu überreden, wieder mit nach Ikoma zurückzukehren. Diese aber sagte, sie wolle sich unter den Schutz des Bana stellen, der oben am Berge sein Lager habe, zurückkehren wolle sie nicht und den Paß gebe sie nur in die Hände des weißen Bana. Über diese Antwort war der Askari so erzürnt, daß er zuerst seine Frau, dann sich selbst erschoß. Wenn ich die Geschichte nicht selbst mit erlebt hätte, würde ich sie für erfunden halten. Die Angst der Schensis vor dem Gewehr ist gewöhnlich eine derartige, daß mir zu allerletzt der Gedanke kommen würde, daß ein Schwarzer sich aus irgend einem Grunde selbst erschießen könnte.

Ich ließ nun für das Pärchen von meinen Wageias und den Leuten der Nachbarschaft ein tiefes Grab in dem steinigen Boden ausheben und sorgte für eine gemeinsame Bestattung. Über dieser letzten Ruhestätte ließ ich eine hohe Steinpyramide aufbauen, um die Raubtiere fern zu halten. Die Hinterlassenschaft, bestehend aus einigen 20 Rupies, Gewehr, Patronen etc. nahm ich mit nach Ikoma.

Am 16. regnete es den ganzen Tag, dafür war es am 17. während des Marsches nach Unata schönes Wetter. Unterwegs trafen wir zwei Leute, die auch

nach Unata gehörten. Schabrum fing sofort an nach Löwen, Nashörnern etc. zu fragen. Die beiden Kerle, die die Gegend doch kennen mußten, bestritten, daß Löwen vorkämen, Nashörner seien seit Jahren nicht mehr gesehen worden. Genau tausend Schritte nachdem dieses gesagt war, stolperten wir fast in eine ganz frische, ungewöhnlich große Nashornspur. Die dummen Schensis schüttelten nur die Köpfe und grinsten.

Unata liegt an dem gewöhnlichen Wege von Schirati nach Ikoma, daher war ein vorbereiteter Lagerplatz für mich vorhanden. Das Dorf besteht aus einer Anzahl von einzelnen großen Gehöften, von denen jedes für sich von einer undurchdringlichen Buschmauer von 5—20 m Dicke umgeben ist. Die schmalen Zugänge zu diesen im schönsten Wachstum befindlichen grünen Festungen werden des Abends durch einen Dornenbaum verrammelt. Dieser Verschluß genügt meistens, um Hyänen und sonstiges großes Raubzeug von den Herden, die sich nach Sonnenuntergang im Innern befinden, abzuhalten.

In der Nähe meines Zeltes wuchs, dicht vom Busch umgeben, eine starke Kandelaber-Euphorbie. Ich hatte diesen eigenartigen Baum schon immer in der Nähe betrachten wollen, um seinen Milchsaft zu untersuchen, daher versuchte ich mich durch das umgebende dornige Grün mit dem Haumesser zu ihm durchzuarbeiten. Bei eifriger Arbeit mit Beil und Messer brauchte ich über eine Stunde, um nur einen schmalen Pfad durch die einige Meter starke grüne Wand

hindurchzubrechen. Jede einzelne Ranke starrend von Dornen, mußte, nachdem sie an zwei Stellen durchschlagen oder durchschnitten war, herausgezogen werden. Ohne das Herausziehen blieb der Busch so undurchdringlich wie zuvor, so unlösbar waren die einzelnen Bestandteile ineinander gewachsen.

Am 18. September schoß ich das erste Kongoni (Hartebeest) und überzeugte mich, daß diese Tiere wenn möglich noch härter sind als die Jemäras. Ich brauchte im ganzen sieben Schuß um das Tier auf die Decke zu legen, fünf davon saßen auf den Rippen, dicht hinter dem Blatt ziemlich nahe zusammen, einer hatte eine Keule hinten durchschlagen, der siebente endlich, auf den Hals, warf das Tier um. Das Innere der Brusthöhle war buchstäblich bis zur Undefinierbarkeit zerfetzt. Wie das Tier mit solchen Schüssen immer noch weiterlaufen konnte, ist mir unverständlich.

Ich lerne einen sonderbaren Vogel kennen, der wie unsere Lerche sich hoch in die Luft schwingt, aber nicht dabei singt. Man wird auf ihn erst aufmerksam, wenn er ganz hoch in der Luft für einige Momente durch unsichtbar schnelle kräftige Flügelschläge völlig zum Stillstand kommt, bei welcher Gelegenheit er mit den Flügeln klappende Töne hervorbringt. Seine Bewegungen im übrigen ähneln denen der Lerche sehr. Das klappende Getöse ist dem Klappern des Storches zu vergleichen, nur ist es viel leiser. Ich wußte zuerst nicht, woher die Töne stammten, bis mir schließlich die Schensis den Vogel am Himmel zeigten. Ein oberflächlicher Be-

obachter wird den Ton nie mit dem winzigen Vogel hoch am sonnigen Himmel in Verbindung bringen.

Der 19. und 20. September verliefen in vergeblicher Suche nach Nashörnern und erst der 21. brachte Abwechselung. Nach etwa dreistündigem erfolglosen Marsche ertönt plötzlich vom Führer der elektrisierende Ruf Simba Simba (Löwe) und auf etwa fünfzig Schritte vor mir sehe ich, vor Überraschung fast starr, einen prächtigen großen Löwen mit gelber Mähne von einem Baume herabspringen. Im ruhigen Trabe, laut und unwillig vor sich hingrollend, verschwindet er, bevor ich noch Zeit habe, mir die Büchse reichen zu lassen, in einem dichten Gebüsch.

Die flache Gegend ist hier, wie schon früher beschrieben, mit großen Buschgruppen besetzt. Auch treten vereinzelt größere Felspartien aus dem Sandboden an die Oberfläche. Die Buschgruppe, in welcher der Löwe verschwunden war, bedeckte etwa 200 m im Quadrat, der Rand (Lisière) war unregelmäßig, an der einen Seite lag ein Felsblock und an der anderen Seite stand das Gebüsch mit ähnlichen Gehölzen in Verbindung, Eine Verfolgung im Gebüsch schien mir der geringen Möglichkeit zum sicheren Schießen und auch der Gefährlichkeit wegen nicht angebracht. Daher beschloß ich mich bei dem Felsblock, der gute Deckung gegen Sicht bot, aufzustellen, die zwölf Wageias mit den eingeborenen Führern unter Aufsicht der Katekiros jedoch auf die entgegengesetzte Seite zu senden. Von dort sollten sie mit Steinen in das Gebüsch werfen und mög-

lichst viel Spektakel machen. Der Ombascha und Hanibal sollten in meiner Nähe Aufstellung nehmen. Dem Ombascha erlaubte ich im Falle von Gefahr mit zu schießen.

Kaum hatten wir unsere Plätze eingenommen, als einer von den Schensis angelaufen kam, um uns mitzuteilen, daß auch eine Löwin im Gebüsch gesehen worden sei. Während er noch mit dem Ombascha und Hanibal redete, begann drüben schon ein ganz infernalischer Spektakel bei den Treibern. Kurze Zeit darauf huschten zwei gelbe Körper in dem diesseitigen Waldrande entlang, worauf in kurzen Pausen bei mir drei Schüsse fielen, sogar der brave Hanibal hatte in seiner Angst mit dem Reservegewehr Funken gerissen. Den Löwen schien der Aufenthalt im Gebüsch im höchsten Grade unangenehm, wenigstens fuhren sie in deutlich sichtbarer Aufregung darin umher und traten so manchmal für Sekunden in die Erscheinung. Noch einmal schoß ich auf einen gelben Körper, der sich einen Augenblick zeigte, dann wurde alles still.

Von drüben kamen die Leute nach einiger Zeit, um den Ertrag der Treibjagd in Augenschein zu nehmen. Sowohl ich, wie der Ombascha glaubten bestimmt getroffen zu haben, aber das Nachsuchen in dem verdammten Gebüsch war nicht dasselbe, als wenn man auf den Hühnerhof geht. Schließlich wurde aber auch die Nachsuche mit größter Vorsicht aufgenommen (man sagte mir später, dieses sei das Unrichtigste gewesen, was unter vorliegenden Um-

ständen gemacht werden konnte) und bald fanden wir eine tüchtige Schweißspur. Leider war diese und ein gewaltiges Barthaar des Löwen, das wir in seinem Lager fanden, das einzige, was von den Tieren am Orte verblieben war. Eine vielstündige Nachsuche brachte die Löwen nicht wieder zum Vorschein. Auch hier war, wie bei den Nashörnern, unter Wind mit dem Geruchssinn der Lagerplatz der Raubtiere noch auf 50 m Entfernung deutlich wahrzunehmen.

Auf dem Rückwege erzählte einer der Schensi, daß er gesehen habe, wie der Löwe nach einem Schusse zusammengestürzt sei, einen Augenblick geruht habe und dann im Gebüsch fortgekrochen sei. Die Erzählung bestärkte mich in der Absicht, am nächsten Tage eine noch gründlichere Suche abzuhalten. Durch diese Jagd war für mich der Beweis erbracht, daß auch der angeschossene Löwe nicht immer den Jäger annimmt, was ich bis dahin geglaubt hatte. Ein kümmerlicher Trost lag für mich in dem Gedanken, daß Wißmann auf seinen vielen langjährigen Afrikareisen nie einen Löwen geschossen hat.

Bei der Ankunft im Lager kam mir zu meinem Erstaunen der Unteroffizier der Schutztruppe Mierswa entgegen. Er war plötzlich nach Schirati berufen worden und befand sich auf der Reise dorthin. Herzlich war meine Freude bei seinem Anblick, das erste weiße Gesicht nach vier Wochen. Am Abend lud ich ihn in mein Zelt zum Essen und einer Begrüßungsflasche ein. An meiner Löwengeschichte war ihm am wenigsten verständlich, daß der Löwe

von einem Baume gesprungen sein sollte. Daran ließ ich aber nicht deuteln, denn ich hatte diesen schwerfälligen Sprung mit eigenen Augen nur zu gut gesehen. Er wollte mir morgen bei der weiteren Suche nach dem angeschossenen Löwen helfen.

22. September. Während des ganzen Marsches in das Jagdgebiet suchten wir dauernd nach Geiern und Marabus in den Lüften, die uns die Stelle zeigen sollten, wo der König der Tiere verendet war. Nichts derartiges war zu erblicken. Als wir schließlich das ganze Gebüsch noch einmal vergeblich durchforscht hatten, führte ich Mierswa an den viel besprochenen Baum, dem ich bisher noch gar keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Er hatte etwa Mannesstärke und war leidlich gerade in die Höhe gewachsen. Die untere Kante des oberschenkeldicken Querastes, auf dem der Löwe ruhte, als wir ihn störten, befand sich 3,30 m über der Erde. Bis zu dieser Höhe hatte der Stamm keine weiteren Zweige. In der weichen Rinde des Baumes bemerkten wir deutlich die Spuren der Krallen des Löwen, es ging daraus mit Gewißheit hervor, daß der Löwe den Baum nur einmal bestiegen hatte. Ich gebe diese Angaben so genau, weil Mierswa mir später erzählt hat, daß ihm niemand hat glauben wollen, daß der Löwe aufgebaumt gewesen ist. Ich selbst bin auch nur blankem Unglauben begegnet. Die mich bei der Jagd begleitenden Schwarzen sagten, daß der Löwe häufiger derartige erhöhte Baumäste zum Ruhen benutze.

Wir gaben die Suche auf, schossen noch einige Antilopen und kehrten ins Lager zurück. Mierswa versprach mir, in Ukeroni meinen Nashornkopf mit den Hautlasten zu fordern und mit nach Schirati zu nehmen. Als ich am nächsten Morgen aufstand, war er schon lange auf der Reise. Ich konnte mich noch immer nicht von dem Platze trennen, an dem die Löwen sich aufgehalten hatten, aber durch den starken Verkehr und die Knallerei an demselben Platze war alles Wild verscheucht, zum mindesten sehr flüchtig geworden. Es wurde daher auch für mich Zeit, hier zu verschwinden. Abends wurde mir ein zweites, kleines Jemära, vielleicht ein Kongoni, in kläglichem Zustande ins Zelt gebracht. Ich bezahlte dafür 1 Rupie.

24. September. Abschied vom Jumben oder Sultan, wie die Ortsfürsten sich hier gern nennen lassen. Unterwegs beobachtete ich zwei Rudel Gnus, von denen das eine 65 und das andere 70 Stücke zählte. Auch sah ich große Mengen von Thomson-Gazellen, die bisher nur ganz vereinzelt auftraten. Statt der Jemäras schienen Kongonis hier in der Überzahl vorhanden zu sein. Nachmittags Ankunft in Ikoma, wo mir Unteroffizier Goetze, der von Mierswa den Posten übernommen hatte, freundlich entgegenkam. Er wollte, daß ich in dem schönen Wohnhause wohnen sollte, was ich aber abschlug, da ich mich in meinem Zelt am wohlsten fühlte. Ich baute es innerhalb der großen Boma auf.

Ikoma besteht aus einer Boma ya miti (Baumboma) von derartiger Ausdehnung, daß außer den

Askari-Familien und dem obligaten Inder noch eine ganze Anzahl von Schensifamilien dort wohnen können. Die Askaribesatzung, welche von Schirati aus abgezweigt ist, wechselt in der Zahl. Von hier aus ist ein weiterer sogenannter Offizier-Wanderposten unter Leutnant von Wiese bis nach Olgos in die Massaisteppe vorgeschoben. Auch diese Boma wird durch Bastione an den Ecken sturmfrei gemacht. Ein Maschinengewehr ist vorhanden. Die Außenwand der schutzspendenden Festung ist in folgender Weise hergestellt. Zuerst werden etwa einen Meter tiefe fußbreite Gräben in der Linie der zukünftigen Umfassung ausgehoben. In diese werden 5 m lange möglichst gerade oberschenkelstarke Stämme dicht nebeneinander eingesetzt und deren unteres Ende mit Hülfe von Erde und Steinen festgestampft. In Manneshöhe werden sie auf der Innenseite noch durch angenagelte Querstämme fest verbunden. Natürliche Schießscharten sind schon in den einzelnen Spalten zwischen den Bäumen genügend vorhanden. Um den Angreifer aber von dieser Hauptpalisade weiter entfernt zu halten, wird nach allen Seiten hin eine Vorlage von dornigem Gesträuch in der Breite von 3—4 m hergestellt. Des Nachts werden die beiden großen Tore der Festung durch schwere aus Balken hergestellte Türen geschlossen. Diese Boma genügt ihrem Zwecke, den dummen Schensis gegenüber, vollständig. Ein mit Nachdenken begabter Angreifer würde mit zwei Brandpfeilen in der Windrichtung diesen großen Haufen

von zundertrockenem Feuerholz für den Verteidiger zu einem übelen Kampffelde machen. Das zu dieser Festung gehörige Schensidorf liegt am Abhange des Hügels an dem Ufer des zurzeit trockenen Mablageti.

Mit besonderem Stolze zeigte Goetze mir seine von den Vorgängern und ihm angelegte Versuchsanpflanzung von Gummibäumen. Die einzelnen Stämme waren prächtig im Stande und gut entwickelt. Um sie im jugendlichen Alter vor äußeren Beschädigungen und besonders auch das übrige dort wachsende Gemüse vor nächtlichem Besuch durch Warzenschweine zu behüten, war mit großem Fleiß der ganze Garten durch eine starke Umzäunung eingefaßt. Goetze meint, daß sich eine Kautschukkultur im großen Stile hier sehr gut lohnen wird. Nach meinen eigenen Beobachtungen kann ich bestätigen, daß die Stämmchen vielversprechend und lebenskräftig aussahen.

An dem meiner Ankunft folgenden Tage wurde eine leider erfolglose Treibjagd auf Büffel abgehalten. In einem mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Nebenflußtal des Mablageti waren vereinzelte Spuren dieses seit der großen Viehsterbe des Jahres 1890 so seltenen Edelwildes gesehen worden. Leider waren die Jäger, Goetze und ich, beim Treiben auf der falschen Seite des Flußtales postiert und hatten nur die zweifelhafte Genugtuung, einen mächtigen Büffel in windender Eile in der Ferne verschwinden zu sehen. Eine Verfolgung von vielen Stunden brachte uns dem flüchtigen Wilde nicht näher, so daß schließ-

lich ohne Resultat die Jagd abgebrochen wurde. Auf dem Rückwege schossen wir einige Warzenschweine, die bei Ikoma besonders zahlreich sind.

Abends erhielt ich vom Posten Olgos einen Brief, worin mich Leutnant von Wiese bat, ihn zu besuchen. Meine Träger weigerten sich jedoch hartnäckig, die Reise in die Massaisteppe anzutreten. Grund hatten die Leute, sich nicht mit dem geringen Schutz, über den ich verfügte, den Massais auszusetzen. War doch vor einigen Jahren noch eine militärische Karawane überfallen worden, wobei auch einige von den Wageiaträgern ihren Tod gefunden hatten. Daß die Verhältnisse sich inzwischen bedeutend verändert und unter dem Räubervolk, sowohl vom Kilimandscharo, wie von Muanza und Schirati aus tüchtig aufgeräumt war, wollten sie einfach nicht glauben.

Die Umgebung Ikomas wird für den Jäger wohl noch lange ein reich bevölkertes Paradies bleiben. Ich habe dort Spuren von fast jedem Wilde, mit Ausnahme von Elefanten gefunden. Ich selber habe ziemlich viel Pech gehabt, was aber auch daran lag, daß ich aus Bequemlichkeit erst in vorgerückter Stunde zu meinen Jagdzügen aufbrach und überhaupt von der Jagd wenig verstand.

Am 25. bekam ich ein großes Nashorn, auf welches ich schon am vorigen Tage vergeblich unterwegs gewesen war, zu Schuß. Diesen wirklich dickfelligen Dickhäuter verfolgte ich mit dem Ombascha zusammen zwei mal herum durch seine ganze Domäne.

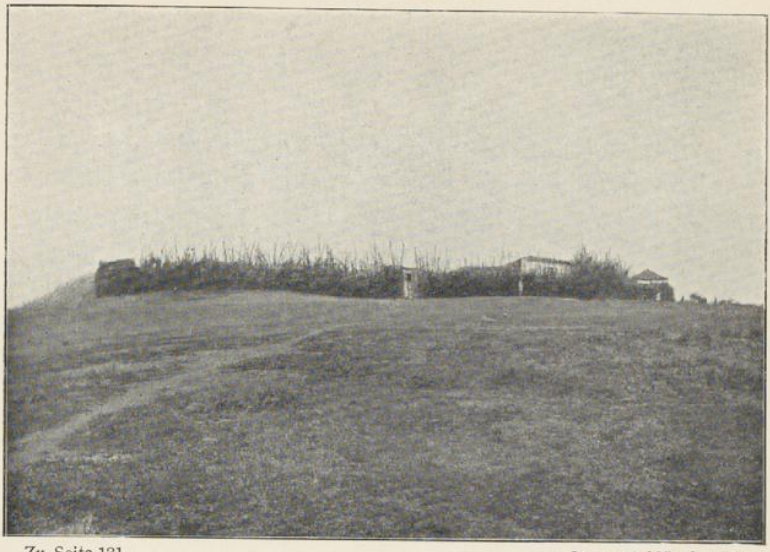
Es hatte stark geregnet, daher war die Spur nicht zu verfehlen. Schließlich mochte ihm die Lauferei wohl zu langstielig werden, und er ließ uns so nahe herankommen, daß ich schießen konnte. Wie immer auf Dickhäuter, mit Vollmantelgeschoß. Ich glaube, daß die Kugel hoch Blatt hinten gesessen hat. Nach dem Schuß ging der prächtige Bursche in voller Fahrt ab, ohne auch nur daran zu denken, uns anzunehmen. Die Verfolgung war leicht zu bewerkstelligen. Zuerst fanden wir viel Schweiß an den Blättern der Büsche in verschiedenen Höhen, auch am Grase auf dem Boden.

Auf einer Lichtung sah ich einen Leoparden auf etwa achtzig Schritte Entfernung auf dem frischen Schweiß zusammengekauert, der uns aber gleichfalls sofort erblickte und in großen schwunghaften Sätzen im Gebüsch verschwand. Bevor er dieses erreichte, schoß ich mit dem M. 88 mit Vollmantel nach ihm, jedenfalls ohne Erfolg. Für derartig schnelle Schüsse ist das Dachkorn sehr ungeeignet. Dieser Leopard war der einzige, den ich in freier Wildbahn zu Gesicht bekommen habe, seine Bewegungen und Sprünge waren denen unserer Hauskatze sehr ähnlich.

Nach dieser kleinen Unterbrechung nahmen wir die Verfolgung wieder auf und trabten so bis etwa 4^0 N., wo wir die Regengrenze erreichten, d. h. das jetzt vor uns liegende Gebiet war hart wie Stein und so trocken, daß ich von der Spur überhaupt nichts mehr sah. Ein Schwarzer jedoch, den mir Goetze als Führer mitgegeben hatte, und der Jäger

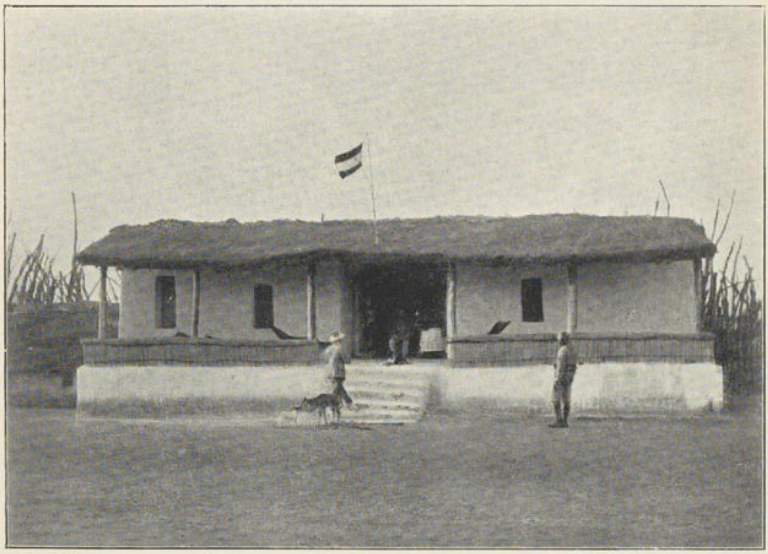
sein sollte, folgte ohne Schwierigkeit. Schabrum verstand nichts von Jagd; es sind mir aber später verschiedene Schensis begegnet, die ein vorzügliches Auge hatten und die auf der Jagd Verstand entwickelten. Wir befanden uns nun auf übersichtlichem Gelände und sahen auf weiter Flur, trotzdem die vorliegende Spur auf Schritt deutet, nichts vom Nashorn. Da meine Füße streikten, traten wir den Rückmarsch an.

Am nächsten Tage zeigte mir Goetze seine Tätigkeit. Er baute zurzeit eine große Karawanserei mit den bekannten einfachen Mitteln. Das Gebäude, dessen Fertigwerden ich noch mit erlebte, war durchaus gelungen, dabei fest und dauerhaft. Ich beschäftigte mich viel mit meinen beiden kleinen Tieren, von denen die kleine Alice prächtig gedeiht, während der kümmerliche kleine Nachkömmling einen traurigen Eindruck macht. Er war so schwach, daß er nicht auf seinen Füßen stehen konnte, sondern sein Gewicht ruhte auf den Fesselköpfen. Alice hielt, seit die kleine Schwester angekommen war, nicht annähernd mehr soviel von mir. Goetze lernte von mir das Füttern der Tiere. Schon am ersten Tage mochten die beiden ihn lieber, als Hanibal, der sich doch wirklich redlich mit ihnen abgemüht hat. Mein Affe hingegen mag, wahrscheinlich der nahen Verwandtschaft wegen, den Wasserbock (Boy) am liebsten leiden. Auf dem Marsche setzt er sich ihm, wenn er müde ist, ohne weiteres auf den linken Fuß, umklammert mit beiden Armen seine spärliche Wade und wird



Zu Seite 131. Sergeant Münch phot.

Boma Ikoma (Massaisteppe).



Zu Seite 132. Sergeant Münch phot.

Wohnhaus in Ikoma.

in dieser Stellung stundenweit mitgeschleppt. Des Nachts bleibt er auch fast immer bei den Trägern und seine Stimme ist von den ihrigen manchmal nicht zu unterscheiden. Besonders die Töne der Verachtung, ein kurz hervorgestoßenes ẽ ẽ, scheinen beide Sprachen gemeinsam zu haben.

Am 28. September machte ich wieder einen langen Jagdmarsch auf die sehr seltenen Grantgazellen. Das Glück war mir günstig, ich schoß an diesem Tage vier Stück, darunter zwei mit sehr guten Hörnern. Gegen den Wind kommt man an jedes Wild heran, wenn man nur einigermaßen vorsichtig ist. Mit dem Winde ist eine Annäherung überhaupt ausgeschlossen.

Endlich bekam ich auch einmal einen anständigen Warzenschwein-Keiler vor die Flinte. Das Tier stand ruhig wühlend auf etwa achtzig Schritte. Auf meinen ersten Fehlschuß klappte es trotzig seinen Pürzel senkrecht in die Höhe und trabte munter auf mich zu. Auf den zweiten Schuß wurde der Trab verstärkt, das Schwänzchen aber blieb trotzig oben. Aus der Änderung der Marschrichtung nach dem zweiten Schuß von mir weg merkte ich, daß das Schwein beim ersten Schuß gar nicht herausgefunden hatte, wo ich stand. Erst der dritte Schuß, der gut saß, veranlaßte es, seinen Hochmut zu dämpfen, und sich im Galopp davon zu machen, bis das Zusammenklappen erfolgte. Alle von mir beobachteten Warzenschweine machten dem Jäger gegenüber einen trotzigen Eindruck, wozu besonders die ruhige Flucht im Trabe und der steil in die Höhe gestellte, mit Quaste ver-

sehene Pürzel beitragen. Angreifen sollen sie nie, obgleich ältere Keiler nicht allemal beim Erblicken des Jägers die Flucht ergreifen. Der alte Bursche hatte leidliche Gewehre.

Auf dem Rückwege schoß ich eine Riesentrappe, leider mit der Büchse, da meine Flinte seit einiger Zeit streikt. Der Körper des Vogels war durch das 11/12-Mantelgeschoß beinahe in zwei Teile gerissen. Ungemein stark wirken alle Geschosse (excl. Vollmantel) auf Vogelkörper. Selbst bei diesem riesigen Vogel war kaum zu erkennen, wo Ein- und wo Ausschuß war. Von den von mir geschossenen Perlhühnern war in der Regel nur die eine Hälfte zu brauchen. Die Tiere sind so fix, daß man nicht Zeit hat, erst eine Vollmantel-Patrone in den Lauf zu schieben.

Kapitel IX.

Aufbruch nach Olgos — Hundsaffen — Trinkwasser — Grantgazellen — Ein Steppenbrand — Ein Leopard in der Falle.

Am 3. Oktober schickte Wiese einen Transport von zwanzig Trägern in Begleitung von acht bis zehn Askaris um Mehl von Ikoma nach Olgos zu holen, indem er seine Einladung von früher wiederholte. Jetzt war für mich die Gelegenheit gekommen. Mit diesem Haufen von Menschen vereinigt, weigerten sich meine Wageias nicht länger, den Marsch in das so gefürchtete Massailand anzutreten.

Unser Abmarsch erfolgte am 4. Oktober. Meine beiden Jemäras blieben bei Goetze in Ikoma zurück. Erstes Lager ganz nahe, bei Muhera-kwa-Ikoma. Unterwegs sah ich Hundsaffen, die in Herden die Gebüsche des Flußufers verließen und sich auf der Steppe tummelten. Sobald wir näher kamen, verschwand die ganze Gesellschaft wieder im Gebüsch. Alte Männchen haben die Größe eines starken Fleischerhundes und bleiben bei der Flucht ganz hinten. Vorneweg eilen die Weibchen mit ungezählten Kindern.

In Muhera kaufte ich für billiges Geld schönen Honig. Mein Getränk, seitdem Kokosnüsse nicht zu haben sind, besteht aus Zitronensaft, abgekochtem mit Alaun geklärtem Wasser und Honig zum Süßen. Alles Trinkwasser wurde vom Koch eine halbe Stunde gekocht. Schon durch fünf Minuten langes Kochen werden im Wasser alle, auch die zähesten Keime gründlich abgetötet. Milzbrandsporen, die über eine ganz besondere Zähigkeit verfügen, sind kochendem Wasser nur für einige Minuten gewachsen, ohne daß man noch weitere desinfizierende Zusätze, wie z. B. Soda zu machen braucht. Von Tippelskirch hatte ich zum Klären des hier meist sehr schmutzigen Wassers einen französischen Algier-Filter Duplex mitbekommen, der sich jedoch als zu kompliziert und vor allem zu schwach erwies. Einem Teelöffel voll von Alaun gelang es fast immer aus einer dicken erbsensuppenartigen Brühe, klares Trinkwasser auszuscheiden. Alaun ist jedem Afrikareisenden unentbehrlich, man kann nicht zuviel davon mitnehmen. Den Honig bearbeitete Omari auch mit Feuer, sobald er kochte, kam aller Schmutz und das Wachs an die Oberfläche, wo es dann abgefüllt wurde. Der klare Rest wurde in Weinflaschen gefüllt und hielt sich wochenlang tadellos.

Beim Eintritt in die Massaisteppe werden die Menschen und damit auch die milchspendenden Kühe sehr rar. Bis in die Gegend von Ikoma habe ich die schönsten Herden sowohl von Groß- wie Kleinvieh bei den Sultanen vorgefunden. Der Stamm dieses prächtigen Viehstapels gehört dem Gouverne-

ment. Der Jumbe bekommt vom Nachwuchs etwa 50 Prozent, ist aber jederzeit verpflichtet, auf Wunsch der Station das ihm anvertraute Gut zurückzuliefern. Auf diese Weise hat man geschickt verstanden, die einzelnen Völkerstämme wieder zur Viehzucht und zur Ansiedelung zu veranlassen. Durch eine Eisenbahnverbindung mit der Küste auf deutschem Gebiet würde der Wert dieser lebenden Kapitalsanlage noch erheblich gesteigert werden. Daß die am See liegenden Länder für Viehzucht sehr geeignet sind, scheint mir aus dem prächtigen Aussehen und der Fruchtbarkeit der von mir beobachteten Herden hervorzugehen.

Am 6. Oktober Ankunft in Olgos. Auf dem Marsche begegnete ich größeren Rudeln von Grantgazellen. Merkwürdigerweise scheinen sie nur aus weiblichen Tieren und Jungen zu bestehen. Bei dem Jemära und dem Kongoni ist das Geschlecht der Tiere von weitem nicht leicht zu unterscheiden, da beide ganz ähnliche Hörner tragen. Die Grants jedoch haben diesen Schmuck nur in den männlichen Exemplaren stark ausgebildet, während die Weibchen sich mit schwachen Stangen in anderer Form begnügen. Auch die Thomson-Gazelle hat in beiden Geschlechtern Hörner, das Weibchen jedoch nur ganz schwache, fingerlange, von denen eines in der Regel noch verkrüppelt erscheint. Ich habe, da man selbst unter Afrikanern sagen hört, das weibliche Thomson sei ohne Hörner, ein weibliches Tier geschossen und den Kopf meiner Sammlung einverleibt.

Die Tätigkeit von Raben in einem Baume zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß sie in der Gabel eines Baumes zwanzig Fuß über der Erde an einer halben Thomson-Gazelle fraßen. Es waren die Überbleibsel von der Mahlzeit eines Leoparden. Dieser ebenso freche, wie gewandte Räuber verbirgt und schützt sein Eigentum vor Nachstellungen, indem er es auf hohe Bäume trägt. Es wurde mir später gesagt, daß solche Depots oft gefunden werden.

Schon am Fuße des Berges, auf dessen Gipfel Wiese sein Felsennest Olgos gebaut hat, begrüßte er mich auf seinem Gebiet. Dieser Offizier-Wanderposten hat den Zweck, durch dauernde Märsche im Gebiet der Massais für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Bei der ungewöhnlichen Beweglichkeit, die diese Krieger haben, seit ihnen die große Viehsterbe ihr bestes Gut, die großen Herden genommen hat, ist das keine leichte Aufgabe.

Die Boma liegt in der absoluten Höhe von 1800 m, wodurch eine angenehm kühle Temperatur der Luft gewährleistet ist. Der Wind ist oft von ziemlicher Stärke, die Nächte so kalt, daß wir beide uns am Abend nach 6 Uhr in dicken Winteranzügen zum Essen niedersetzten. Ich war der erste weiße Besuch hier oben, daher großes Fest.

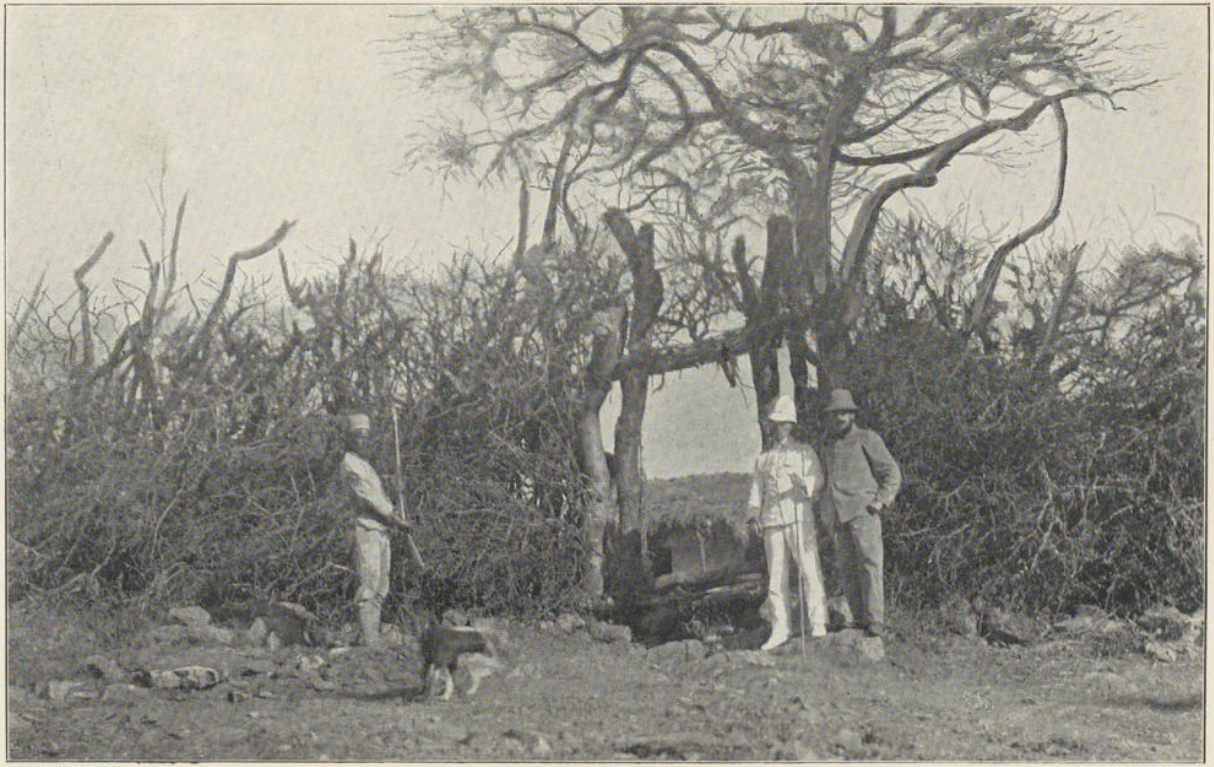
Nach Dunkelwerden genossen wir einen sehr schönen Anblick aus der Höhe. Die ganze weit ausgedehnte Ebene zu unseren Füßen stand in Flammen. Nachdem das Gras verkohlt ist, bleiben die im Laufe

des Jahres umgefallenen morschen Baumstämme noch längere Zeit im Glühen, was von oben aus den Eindruck macht, als wenn man in schwarzer Nacht auf eine unendlich große festlich beleuchtete Stadt herabblickte. Einzelne Stämme glimmen Tage lang, wachsendes Holz bleibt meist unversehrt. Wo das Feuer entstanden, ist fast nie festzustellen. Ich war am letzten Marschtage schon verschiedentlich durch derartige kleinere Brände völlig gefahrlos hindurchgekommen. Nach vierzehn Tagen sind die abgebrannten Stellen des frisch sprießenden Grases wegen der Lieblingsplatz für jegliches Wild. Die nächste Umgebung nach Norden zu ist mit schroffen Felsen bedeckt, daher sicher viele Leoparden vorhanden.

9. Oktober vorm. Eingehende Besichtigung der sturmfrei angelegten Boma. Innerhalb derselben zeigte mir Wiese einen Zwinger, in dem drei kleine Leoparden gehalten wurden. Die Tiere waren sechs bis acht Wochen alt, zeigten aber jetzt schon eine Wildheit und Unnahbarkeit, die viel versprach. Auch ein Käfig mit einem Adler war vorhanden. Wir sahen später eine Herde von Elens, die aber, weil in Zukunft Haustiere, nicht geschossen werden dürfen. Die schwerfälligen, unserem Rindvieh ähnlichen Tiere machen Sprünge, die man der plumpen Gestalt nicht zutrauen sollte. Die Tiere tragen große gedrehte Hörner, die der alten Bullen sind besonders mächtig. Die Felsen waren mit Scharen von Affen bevölkert, welchen man aber anmerkt, daß sie die Wirkung des Feuergewehrs wohl zu schätzen wissen. Ferner wim-

melte es an den schroffen Wänden von Klippschlieffern, von denen wir einige schossen, um sie als Köder für meine Fallen zu verwenden. Im übrigen sahen wir fast alles bisher vorgekommene Wild; ein Dorado für den Jäger. Abends stellten der Ombascha und ich die Tellereisen auf.

10. Oktober. Schon früh wurde ich aus dem Bett geholt, um einen Leoparden, der sich gefangen, zu erschießen. Das schöne Tier hatte die Falle, mit der die Hyänen manchmal kilometerweise weit in den Busch gehen, nur etwa hundert Schritte weit zu tragen vermocht. Dort saß es zusammengekauert, fletschend, grollend und fauchend, bis ihm eine Kugel den Lebensfaden durchschnitt. Das rechte Vorderbein war von den Zähnen der Bügel hoch oben unterhalb des Sprunggelenkes gefaßt worden und saß unlösbar fest. Der Leopard hatte aber in seiner Wut sich nicht so ohne weiteres in die Gefangenschaft gefügt, sondern hatte fleißig an seiner Befreiung gearbeitet, indem er das gefangene Bein mit seinen scharfen Zähnen dicht oberhalb der Pranke völlig durchschnitt. Er hatte allerdings die Stelle insofern ungünstig gewählt, als er nach diesem heroischen Akt der Selbstverstümmelung noch ebenso fest in dem Eisen saß wie vorher. Die Pranke baumelte an einem Stück Haut von etwa einem Zentimeter Stärke. Fleisch, Muskel, Knochen waren, wie Wiese und ich deutlich erkennen konnten, mit den Zähnen bis auf den Hautfetzen durchtrennt worden. Hätte die Falle das Bein ganz unten statt oben am Sprunggelenk gefaßt, so glaube



Zu Seite 142.

M. Weiss phot.

Eingang zur Boma Olgos (Massaisteppe). Oberleutnants v. Wiese und Weiss.

ich, daß der Leopard sich losgeschnitten hätte. Ob er mit dem arg verstümmelten Bein hätte weiterleben können, ist allerdings die Frage. Der Schädel zeigte ausnahmsweise unverletzte Zähne, weil das Tier so klug gewesen war, sie gegen Fleisch und Bein zu richten und nicht, wie die Hyänen und alle später gefangenen seine Wut an dem unempfindlichen Eisen ausgelassen hatte.

12. Oktober. Wieder ein Leopard in der Falle. Nach Erledigung dieser Angelegenheit Abmarsch nach dem Bololeti, wo Wiese zu tun hat. Der Marsch war ziemlich langweilig, weil durch den Brand die Gegend kahl und ohne Wild war. Nachts fing sich eine Hyäne in der Falle. Außer unseren Leuten begegneten wir keinem menschlichen Wesen. Die Gegend schien von Massais vollkommen verlassen zu sein. Auf wie lange? — Wild jeder Art gab es am grünen Flußufer in Mengen, viele Nashornspuren, Löwen- und Leoparden-Fährten.

14. Oktober. Rückkehr nach Olgos. Wieses drei junge Leoparden waren natürlich inzwischen durchgebrannt. Zu einer gewissen Aufmerksamkeit ist selbst der Askari schwer zu erziehen. Nachmittags erhielten wir Besuch vom Sultan Lambalala der Wandorobos, der mit etwa zwanzig Kriegern auf der Bildfläche erschien. Wiese hat durch Geschenke und Liebenswürdigkeit diese Wilden an sich gewöhnt. Er braucht sie notwendig als Führer in der Massaisteppe, auch erhält er oft Nachrichten von ihnen über die Massais. Ohne sie ist er ziemlich machtlos, seinen Auftrag

hier zu erfüllen, denn über die eigentlichen Bewohner des Landes erhält er meistens erst Kunde, wenn sie irgendwo Vieh geraubt haben und dann spurlos verschwunden sind. Mit Hülfe der Wandorobos kann er oft vorbeugen oder wenigstens die leichtfüßigen Räuber fassen. Zwischen uns entspann sich ein lebhafter Tauschhandel. Ich verwendete die mir von Göhring empfohlenen Artikel, wie Wolldecken, rote Mützen, Glasperlen etc., um mir vergiftete Pfeile, Lanzen, Schwerter, Keulen einzutauschen. Auch suchte ich die Leutchen im Bilde festzuhalten. Da Wiese am nächsten Morgen nach der englischen Grenze aufbrechen mußte und ich ihn dahin nicht begleiten konnte, so beschloß ich den Rückmarsch.

15. Oktober. Wiese zog, von mir mit Segenswünschen beladen, ab; er gab mir dafür die letzten unbezahlbaren Flaschen Bier mit auf die Reise. Man muß sich gegenseitig eben auszuhelfen suchen. Ich schoß unterwegs auf ein Gnu, welches von der Herde getrennt im Busch stand, auf sehr große Entfernung. Nach dem Schuß brach auf der Stelle ein dreiviertelerwachsenes Tier zusammen, während ein alter Bulle nach fünfundzwanzig wilden Sprüngen ebenfalls Kobold schoß. Die Untersuchung ergab, daß das Geschoß 11/12-Mantel dem zuerst gefallenen Tier, einem zweijährigen, ganz hinten dicht unter der Wirbelsäule hindurchgegangen war, den Stahlmantel dort zurückgelassen hatte und dann den Bullen tadellos aufs Blatt getroffen hatte. Der zweijährige war vorne hoch und brüllte kläglich, während der

Alte, als wir herankamen, kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Die Entfernung betrug über 400 Schritte, ein Beweis, daß auf große Entfernungen die Geschosse mit der gebräuchlichen Ladung nicht mehr genügend stauchen.

Kapitel X.

Das Lager bei Niarose am Bololeti — Raubtierköder — Ein Löwe in der Falle — Raubvögel — Rückkehr nach Ikoma — Noch einmal die kleine Alice — Meine Chamäleons.

Mein nächster Lagerplatz, 16. Oktober, bei Niarose am Bololeti war der schönste von allen und brachte die afrikanischen Wildverhältnisse, wie sie stellenweise noch jetzt sind, am besten zur Anschauung. Meine Zelte standen in einer alten Dornenboma, die an einem herrlichen Platz im Grünen, in einem Bogen des Bololeti gelegen war. Der zurzeit trockene Fluß war auf beiden Seiten fast urwaldartig bewachsen, die schon leidlich grünen Baum- und Gebüschmassen wimmelten von Warzenschweinen, Hunds- und sonstigen Affen. Die Gelegenheit war günstig und ich beschloß, den Versuch zu machen, noch einen Leoparden zu fangen. Der Ombascha machte die Fallen klar und nachdem noch einige recht schöne Köder in Gestalt von zwei bis drei Tage alten Fleischstücken ausgewählt waren, machte ich mich mit etwa zwanzig Schwarzen auf den Weg.

Was die Lockspeise anbetrifft, so nimmt man für Löwen, wie ja schon oft erzählt und beschrieben ist, lebendes Vieh, Kälber, Esel, Ziegen usw. Und zwar werden diese Tiere meistens in einem Käfig, der aus armdicken mit dem unteren Ende fest in die Erde gegrabenen hölzernen Stämmen zusammengezimmert ist, so ausgesetzt, daß aller Voraussicht nach die des Nachts umherstreifenden Löwen in die Nähe des meist blökenden, schreienden oder meckernden Köders gelangen. Der Löwe wird dann diesen Kasten, den er wohl zuerst für eine Falle hält, vor dem Angriff auf die Lockspeise einigemal umkreisen und hierbei soll er in die außerhalb des Käfigs völlig in die Erde versenkten und gut verdeckten Fallen treten. Bei dieser Art des Fanges bleibt das eingesperrte Ködertier meistens unversehrt, da der gefangene Löwe sich schleunigst mit der an einem seiner Beine hängenden Falle davonmacht. An dem schweren Schlageisen hängt aber an einer etwa meterlangen starken eisernen Kette ein vierzinkiger Anker, welcher hinter der Falle herschleifend, naturgemäß auf dem Boden deutliche Spuren hinterläßt. Auch bereitet er durch häufiges Festhaken an Hindernissen der Flucht des Löwen große Schwierigkeiten und ermüdet ihn außerordentlich.

Diese Art der beweglichen Falle ist deshalb zweckmäßiger, weil alle größeren Raubtiere, ja selbst Hyänen, im Stande sind, die starken Eisenteile einer festgelegten Falle zu beschädigen und sich zu befreien. Für alle anderen Raubtiere, wie Leoparden, Hyänen, Schakale,

habe ich mit gutem Erfolge stets einfache ältere Fleischköder verwendet, deren Wirkung ich dadurch verstärkte, daß ich in der nächsten Nähe der Falle noch größere Massen alter, schon stinkender Knochen und sonstige stark riechenden Überbleibsel reichlich ausstreute. Hierdurch veranlaßte ich besonders bei stärkeren Luftströmungen, daß alles Raubzeug, welches diesen duftigen Hauch der Verheißung auch in großer Entfernung kreuzte, sofort die Nase gegen den Wind kehrend, im Geschwindschritt bei der Falle anmarschiert kam. Hier entwickelte sich dann oft ein nächtliches Treiben, gegen welches die Szene in der Wolfsschlucht nur kümmerlicher Hokuspokus ist. Klappte die Falle zu und verschwand das gefangene Tier, meistens eine Hyäne damit, so war dies noch lange kein genügender Grund für die übrigen Genossen, das Fest abzubrechen. Ungestört blieb die Gesellschaft zusammen, die Schakale bellten und anderes, mir auch dem Namen und der Stimme nach gänzlich unbekanntes Getier kam nicht eher zur Ruhe, bis der letzte Knochen verschwunden war. Bei solcher Gelegenheit habe ich auch einmal das helle Lachen der Hyäne, von welchem soviel erzählt wird und das ich früher in das Reich der Fabel verwies, klar und deutlich hören können. Es macht, da der ganze Vorgang sich wahrscheinlich meist in dunkler Nacht abspielt, einen geradezu unheimlichen Eindruck, wenn man aus dem wüsten Gewirr von Tierstimmen plötzlich ein helles schrilles Frauenlachen deutlich heraushört. Jedoch habe ich

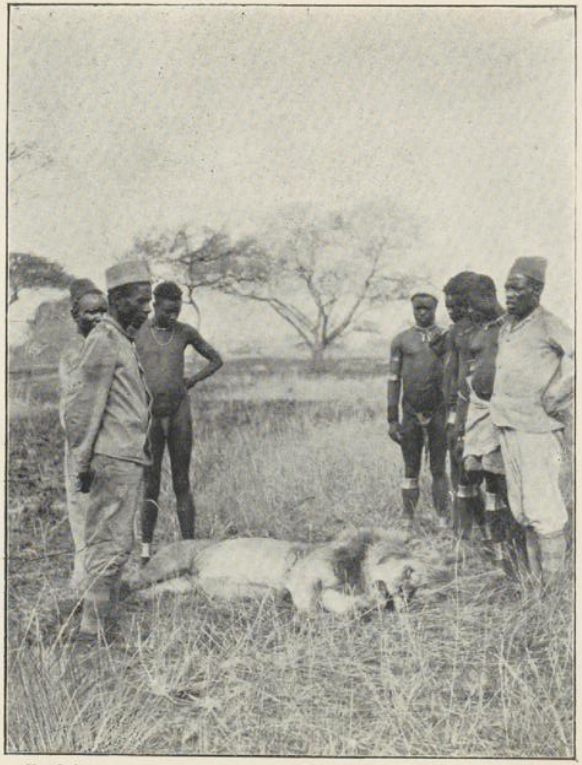
den Eindruck, daß dieses Lachen nur äußerst selten wahrzunehmen ist, ich habe bei den unzähligen Hyänen, die ich in allen Tonarten bei den verschiedenen Lagern hörte, es nur ein einziges Mal vernehmen können. — Die Stimme des Leoparden habe ich bei solchen nächtlichen Festen nie gehört.

Aber zurück zum Aufstellen der beiden Fallen. Ich ließ die erste Falle etwa 1500 m vom Lager entfernt im trocknen Flußbett aufstellen, weil Schabrum meinte, daß einige Tiere dieses als Anmarschweg benutzen würden, um an das von uns gegrabene Wasserloch, das unmittelbar am Lager war, zu gelangen; die zweite Falle stellte ich wie gewöhnlich in der offenen Ebene auf, etwa 200 m von der ersten entfernt. Beide Fallen waren von der Meisterhand des Schabrum völlig dem Auge entzogen worden und nur mit Fleischködern versehen, da ich kein Köddervieh zu verwenden hatte; die Beendigung der Arbeit erfolgte dicht vor Einbruch der Dunkelheit. Einige Stunden darauf herrschte in der Boma tiefe Ruhe.

Gegen 12^0 nachts wurde ich und das ganze Lager durch ein mörderisches Getöse aus schönstem Schlummer jäh geweckt. Die Luft erzitterte von der gewaltigen Stimme des Königs der Tiere, denn daß diese Töne nur von einem Löwen ausgehen konnten, war uns allen sofort klar. Hatten wir doch in einzelnen Gegenden Nacht für Nacht die gewaltigen Stimmen ganzer Löwenfamilien, wenn auch meist aus viel größerer Entfernung gehört. Mein Oberjägermeister und ich waren sofort der Ansicht, daß

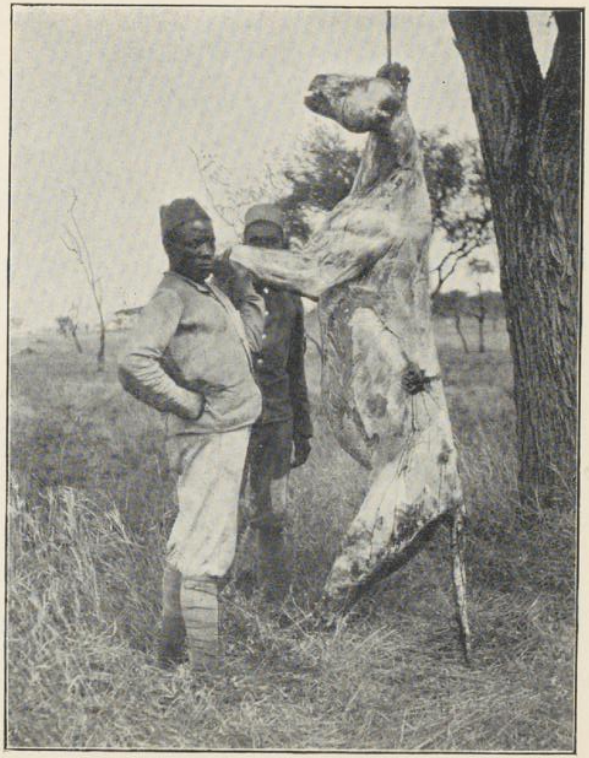
ein Löwe in die Falle gegangen sein müsse. Die Lagerfeuer wurden von den Schensis eifrigst ohne einen Befehl wieder zur hellen Glut angefacht. Alles war in höchster Aufregung, als das Getöse des Löwen sich immer mehr durch die schwarze Nacht dem Lager näherte. Manchmal entstanden längere Pausen, wo nur ein dumpfes Grollen zu hören war, dann konnte man aber wieder aus einem neuen Wutausbruch mit Bestimmtheit feststellen, daß der Gefangene in Bewegung war und dem Lager näher kam. Dieser Kampf des mächtigen Tieres mit dem zähen Stahl der Falle dauerte etwa bis 3 Uhr morgens, wo nach meiner Schätzung nur noch höchstens 200 m uns von dem Löwen trennten. Jetzt schien der Anker festzusitzen und die lauten Wutausbrüche wurden mehr und mehr zu dumpfem Murren, aber noch immer gab es kein Büchsenlicht. Als ich mit Tagesanbruch geweckt wurde, meldete man mir, daß der Löwe etwa 120 Schritte vom Lager auf dem Grunde des trockenen Flußbettes festsitzen müsse, da seit einigen Stunden das Grollen stets von derselben Stelle zu kommen scheine.

Sobald man Visier und Korn sehen kann, ist man bekanntlich wilden Tieren gegenüber ein ganz anderer Mensch als in finsterer Mitternacht. Ich machte mich daher mit meiner schweren 9 mm Büchse, den Oberjägermeister mit Karabiner in Reserve, auf die Socken, um unseren nächtlichen Störenfried gebührend zu begrüßen. Das auch jetzt noch fortdauernde Grollen wurde, nachdem wir kaum 50 Schritte gemacht hatten,



Zu Seite 153.

Der Löwe in der Falle.



Zu Seite 154.

Muskulatur des Löwen.

wieder zu einem solchen Getobe, daß ich mit einiger Genugtuung daran dachte, daß ich mir von Herrn Weber die stärkste Kette und Falle ausgebeten hatte, die er anzufertigen im Stande sei. Die Falle hielt trotz des Tobens, und als ich mit ehrfürchtigen Gefühlen auf etwa 30 Schritte an unseren Gefangenen herangekommen war, schoß ich, einen stillen Moment benutzend, von dem etwa 15 Fuß hohen Ufer aus ihm die Kugel auf den Kopf. Ich hatte mir vorher fest vorgenommen, den Schädel für die Sammlung wenn möglich unversehrt zu lassen, aber — sicher ist sicher, dachte ich in der doch etwas kitzeligen Situation. Da mich mein alter Baba (Papa wurde Schabrum in Schirati überall genannt) absolut noch nicht an den Löwen heranlassen wollte (ich habe nachher von Afrikanern gehört, daß das richtig war), so entschloß ich mich zu einem Fangschusse. Dieser war, wie sich später herausstellte, erstens überflüssig und saß zweitens leider bei der schrägen Lage des Löwen zu weit nach hinten. Endlich konnte ich an den wirklich königlich aussehenden gewaltigen Burschen herangehen. Eine dichte schwarz-gelbe Mähne bedeckte Kopf und Schultern.*) Der sehr gut genährte große Körper ähnelte, was die Höhe anbetrifft, einem starken Kalbe. Jedenfalls sah man sofort, daß der alte Herr in dieser von Wild geradezu strotzenden Gegend es nie nötig gehabt hatte, mal ein mageres Negerlein zum Nachtmahl zu speisen,

*) Merkwürdiger Weise kamen aus der dichten Mähne des eben erlegten Löwen Hunderte von gelben Schmeißfliegen hervor.

sondern sich ausschließlich an fette Zebras oder die verschiedenen ebenso gut genährten Antilopen hatte halten können.

Mit dem rechten Hinterbein war der arme Kerl, wahrscheinlich nachdem er den Köder verächtlich berochen hatte, in das verräterische Eisen getreten. Die Fangzähne waren alle vier bis auf die Kiefern weggebissen, ja sogar der Knochen des Unterkiefers war an einer Stelle verletzt. Wunderbarer Weise waren aber alle achtzehn Krallen völlig unversehrt. Der Schädel hatte nur geringe Beschädigung durch den Schuß aufzuweisen. Das von oben kommende Geschoß hatte durch die Augenhöhle seinen Weg nehmend, den linken Unterkiefer zerschlagen und war dann von vorn in den Hals gedrungen.

Unter lautem Jubel wurde die herrliche Beute von meinen Schwarzen, die sich jetzt eingefunden hatten, den steilen Hang des Flußufers hinaufgetragen. Den abgehäuteten Löwenkadaver ließ ich durch die Schensis außer Geruchsweite niederlegen und schon in der ersten Nacht machten sich die Hyänen daran, die Überreste des einst so gefürchteten Gegners vom Erdboden zu vertilgen. Der ganze Körper bestand nur aus ineinander geflochtenen Muskeln und Sehnen. Ein Vorderbein hatte ich in vielstündiger Arbeit vom Fleisch befreien lassen und war erstaunt über die verhältnismäßig dünnen Knochen.

Das Ergebnis, welches die zweite Falle lieferte, war so eigenartig, daß ich es hier noch mitteilen möchte. Die Nacht hindurch war die Falle wahr-

scheinlich wegen des tobenden Löwen unberührt geblieben, aber am Morgen, als die Luft wieder leidlich rein war, hatte sich ein Aasgeier auf das Fleisch am Abzugsteller gesetzt. Die Falle war zugeschlagen und hatte hoffentlich den Vogel getötet. Als wir aber nach Erledigung der Löwenaffäre hinkamen, fanden wir nur noch eine Blutlache, einen Haufen schmutziger Federn und — Hyänenspuren, die allerdings vollauf genügten, den Vorfall zu erklären.

Die Fallen wurden mit Erfolg stets so verwendet, wie sie gerade waren, ich habe sie niemals reinigen oder geruchlos machen lassen. Nach dem Kampf des Löwen gegen das Tellereisen war eine längere Arbeit nötig, um das etwas ramponierte Ding wieder brauchbar herzurichten. Der Teller, welcher den Abzug in Tätigkeit setzt, war ganz abgerissen.

Von dem Körper des Löwen wollten die Wageias nichts essen. Gebrauch machten sie nur von dem Fett, welches bei ihnen als stark wirkende dawa (Medizin) gilt. Weniger wählerisch waren die Hyänen, von denen ich bei dieser Gelegenheit sogar eine am hellen Tag zu sehen bekam. Der häßliche Galopp des vorn stark überbauten Tieres ist dem der Jemäras und Kongonis ähnlich, diese haben im Bau dieselbe Eigentümlichkeit der hohen Schultern. Sehr hübsch ist bei den beiden letztgenannten Tieren der Trab, den man verhältnismäßig selten zu sehen bekommt. Sie heben dabei alle vier Beine derartig unmotiviert hoch und bringen ein so schwunghaftes Gehen zu Stande, daß man unwillkürlich an Zirkusarbeit erinnert wird.

Über dem Kadaver des Löwen schwebte schon seit langer Zeit eine Unmenge von Raubvögeln, die aber aus Furcht vor dem nahen Lager sich nicht niederzulassen wagten. Wie diese teilweise recht großen Vögel sofort das Vorhandensein irgend einer Beute in 20—30 km Entfernung bemerken, ist mir unmöglich, zu erklären. Ich glaube, daß ihre Augen ungewöhnlich scharf sind. Nachdem der Jäger ein Wild zur Strecke gebracht hat, sieht er auf einmal hoch am klaren Himmel einen verschwindend kleinen schwarzen Punkt, in der Größe einer Stecknadelspitze, von dem er zuerst gar nicht anzugeben weiß, was er darstellt. Sehr schnell jedoch wird er größer und größer, gleichzeitig zeigen sich aber schon wieder neue kleine Punkte, dem menschlichen Auge kaum wahrnehmbar, in schwindelnder Höhe. Zehn Minuten vergehen und in 3—400 m Höhe schweben deutlich erkennbar in großen Kreisen eine stattliche Anzahl von Adlern und Geiern. Bedeutend höher in der Luft wie diese ziehen die vorsichtigeren Marabus ihre Bahnen.

So stellt sich das Bild dar, wenn in der Nähe des Kadavers sich Jäger oder sonstige Wesen befinden, vor denen die Raubvögel Scheu empfinden. Verschwindet aber der Gegenstand des Mißtrauens, so fällt die ganze Gesellschaft mit unbeschreiblicher Gier über das Objekt der allgemeinen Sehnsucht her. Mit dem Augenblick, in welchem die ersten Vögel sich auf das Aas niederlassen, ist alle Furcht und Vorsicht einer kaum zu befriedigenden

Gefräßigkeit gewichen. Und so groß ist Zank und Spektakel, daß der etwa durch ein Gebüsch verdeckte Beobachter bis auf 20—30 m an den Tummelplatz der Vögel herangehen kann. Ich habe in einzelnen Fällen bis zu fünfzig große Exemplare auf einem Luderplatz zählen können. Die Marabus sind sehr vorsichtig, es ist selten gelungen, zwei Stück an demselben Aas zu schießen. Widerlich ist der Anblick einer solchen Gruppe, nachdem die Festgenossen etwa eine halbe Stunde getafelt haben. Die Vögel, am ganzen Körper mit Blut und Kot besudelt, haben sich dann derartig voll gefüllt, daß sie sich kaum vom Boden zu erheben vermögen.

Nachts war ein Tierleben um die Boma herum, daß ich, wie in der letzten Nacht, nur wenig zum Schlafen kam. Beim Kadaver des Löwen war eine ganze Anzahl Hyänen und anderes Viehzeug eifrig beschäftigt, um das Lager herum schienen einige Leoparden sich zu jagen, mit ganz ähnlichem, nur bedeutend stärkerem Fauchen, Prusten und Jaulen, wie es bei uns die Katzen des Nachts machen. Ein Schakal oder ein wilder Hund stieß von Zeit zu Zeit einen klagenden Laut aus, der durch die Stärke des Tons alle anderen Geräusche übertönte. Außer diesem definierbaren Spektakel erschallten zahllose Laute, von denen weder Schabrum noch Msana den Ursprung angeben konnten. Gegen Morgen grollte ein Löwe in der Ferne, wahrscheinlich die trauernde Witwe. Dieses Lager möchte ich jedem Tierstimmenimitator als unerschöpfliche Fundgrube für bisher unbekannte

Naturlaute warm empfehlen. Ich merkte in dieser schönen Nacht so recht, daß ich mich in einer anderen Welt befand und bedauerte nur lebhaft, daß ich nicht einige Plätze der Umgebung mit einem großen Scheinwerfer beleuchten und das Nachtleben beobachten konnte.

17. Oktober. Abmarsch nach Muhera-kwa-Ikoma. Morgens saß wieder ein Leopard in der Falle. Der Marsch führte durch Gegenden, die von Wild jeder Art wimmelten. Ich schoß eine Palla (Schwarzfersenantilope). Das flüchtende Rudel gewährte einen herrlichen Anblick. Die hintereinanderlaufenden Tiere blieben, wenn sie z. B. über einen Busch sprangen, einen Moment in der Luft stehen. Jedes folgende Tier machte dasselbe Kunststück an derselben Stelle mit bewunderungswürdiger Federkraft.

18. Oktober. Bei der Ankunft in Ikoma kamen mir Oberleutnant Schwarz von der Grenzkommission, der in der Gegend trigonometrische Signale auf den Höhen aufstellen läßt, und Goetze ein Stück entgegen. Herzliche Begrüßung durch die kleine Alice, die mich nach vierzehntägiger Abwesenheit sofort wieder erkannte. Der Nachkömmling hatte sich sehr erholt, er konnte jetzt schon auf den Füßen stehen und sogar tüchtig im Bomahof umhertollen. Mein Löwenfell erregte wegen der Größe Bewunderung. Schwarz hatte hier vor einigen Tagen einen kapitalen Büffel geschossen. Ich sah zum ersten Male die großen Hörner in der Nähe. Goetze hatte seine Karawanserei beinahe fertig, sie wurde ein stattliches Gebäude.

Zu Seite 158.

Decke des Löwen.

22. Oktober. Goetze hielt bei der Parade zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin eine gut überlegte schwungvolle Geburtstagsrede in Suaheli. Die schwarzen Kerls bekamen jeder ein Geburtstagsgeschenk in Geld, wodurch die Festfreude nicht unerheblich gesteigert wurde.

Von der Zeit bis zum 27. Oktober, die ich noch in Ikoma verlebte, sind keine besonderen Erlebnisse zu berichten. Es regnete fast täglich. Der Wald und die Steppe bedeckten sich mit frischem, saftigen Grün. Und mit dem Hervorsprießen des schönen Futters für die Antilopen scheinen sie sich mehr auf der großen Steppe zu verteilen. Bisher waren sie rudelweise in der Nähe der Orte, an denen dauernd Wasser vorhanden war, versammelt.

Am 27. Oktober verabschiedete ich mich von Goetze, der mir in jeder Weise stets hülfreich zur Seite gestanden hatte. Meine Träger hatte ich auf über hundert Mann vermehren müssen, um alle die schönen Gehörne und Decken mitnehmen zu können. Als wir einige Stunden unterwegs waren, begegneten wir einer fremden Karawane, die nach einiger Zeit als die Wieses erkannt wurde. Er kam von der englischen Grenze, wo er mit der Grenzkommission zu tun gehabt hatte. Wir feierten natürlich die Begegnung durch eine längere Unterhaltung und eine gute Flasche. Die kleinen Leoparden in Ikoma hatten sich auf dem Boden von Wieses Wohnhause wieder angefunden, wo sie sich durch nächtlichen Spektakel bemerkbar machten. Bald schlug die Trennungsstunde, wir hatten

beide noch tüchtige Märsche vor uns. Auffallend war, daß ich an den Stellen, an denen auf der Hinreise Hunderte von Gnus und Antilopen sich umhertrieben, jetzt nicht ein Stück Wild erblickte. Überhaupt machte das Gelände durch das glänzende, saftige Grün einen vollständig veränderten Eindruck. Man könnte glauben in einem anderen Lande zu sein.

In Unata bezog ich mein altes Lager zwischen den Buschgehöften. Hanibal hatte sich auf dem Marsche einen Dorn in den Fuß getreten und war nicht marschfähig. Ich merkte jetzt erst, was ich an ihm hatte. In meiner Verzweiflung lernte ich energisch Suaheli. Überall fehlte der Dolmetscher.

4. November. Ich ließ Hanibal auf der Tragbare fortschaffen, wieder zwölf Träger mehr. Ich selbst bekam auf dem heißen Marsch einen Hitzausschlag, der mich drei Tage lang belästigte. In Lumuli blieb ich einen Tag, um mich und Hanibal wieder auf die Beine zu bringen und operierte mit großem Erfolge sein Geschwür.

Sonntag, den 6. November. Marsch nach Magogo. Der Ort liegt an der kürzesten Straße von Schirati nach Ikoma. Der zweite Teil des Marsches führte mich in bisher von mir nicht betretenes Gelände, wohl die malerischste Gegend, die ich auf der ganzen Reise angetroffen. Schroffe Felsen, grüne Täler in lieblicher Abwechslung, Baumgruppen von imponierender Größe und Wuchtigkeit. Dazwischen friedliche Dörfer.

Ich fing jetzt an, die jungen Jemäras in all-

mählicher Steigerung mit konsistenterer Nahrung zu füttern. Ich gab ihnen zur Milch verdünnten Haferschleim, hergestellt aus Knorr'schen Suppentafeln, von denen ich noch eine Unmenge hatte. Als die Hafersuppe zu Ende war, habe ich Erbsen-, Linsen- und Grünkern- — ich glaube, fast alle Suppen des Knorr'schen Programms — bei den Tieren mit bestem Erfolge als Zusatz zur Milch gefüttert. Die Kleinen gediehen prächtig. Als Leckerei gab es Salz. Im Charakter der beiden war ein merkwürdiger Unterschied zu bemerken. So gut und folgsam die kleine Alice sich immer benahm, so ruppig und widerhaarig war das andere kleine Scheusal. Es war auf dem Marsche nicht zu bewegen, an der Leine auch nur einen Schritt in der verlangten Richtung zu gehen, und mußte dann getragen werden. Ich glaube deshalb und auch eines kleinen Unterschiedes in der Zeichnung wegen, daß dieses zweite Tier, dessen Eltern ich ja nicht gesehen habe, ein Kongoni (Hartebeest) gewesen ist. Meine Waschensi glaubten dasselbe. Auf dem Marsch, bei den Halten, begannen beide Tiere bereits ganz eifrig die Spitzen des saftigen Grases zu fressen. Die Hörner fingen an auf den niedlichen Köpfen zu wachsen.

Als ich nachmittags vor dem Zelt unter dem Sonnensegel saß, brachten mir meine Wageias ein großes Chamäleon. Zuerst wußte ich mich tatsächlich nicht einmal des Namens des wunderbaren Tieres zu entsinnen. Nur sehr dunkel waren die Erinnerungen an die Naturgeschichtsstunden, in denen ich

die Bekanntschaft dieses merkwürdigen Tieres einst gemacht hatte. Erst als es, ohne daß ich einen Übergang wahrnahm, eine total andere Farbe zeigte, fiel er mir ein. Von allen lebenden Wesen, die ich bisher gesehen habe, ist dieses jedenfalls das sonderbarste. Von Figur einer von den Seiten zusammengequetschten großen Eidechse mit Krötenhaut ähnlich, schreitet es auf langen flachen Beinen greisenhaft gravitätisch auf dem Erdboden daher. Seine Augen gleichen den Hälften eines durchschnittenen Gummiballes, zu beiden Seiten des schmalen spitzen Kopfes angeklebt. In der Mitte einer jeden Hälfte sitzt eine kleine schwarze Pupille, die ganz unabhängig von der andern vorwärts, rückwärts, nach oben und nach unten sehen kann. Gleichzeitig sieht das rechte Auge z. B. nach vorn, während das linke mit großer Aufmerksamkeit nach hinten schaut. Der übrige Augapfel ist mit einer feinen Haut bedeckt.

Alle Bewegungen machen den Eindruck, als wenn sie vor der Ausführung sorgfältig überlegt würden. Als ich dem sonderbaren Vieh meine Peitsche hinhielt, kletterte es mit seinen Zangenfüßen in gemessenem Schritt daran empor. Das eine Auge sah dabei zu mir nach vorne, das andere aber nach hinten auf den Schensi, der das Tier gefangen hatte. Als ich ihm mit dem Finger auf die Nase tippte, wurde es vor Wut am ganzen Körper plötzlich aschgrau, riß den Rachen auf und sah ganz gefährlich aus. Dabei fauchte es und blies sich auf. Sein Zorn legte sich jedoch bald und der alte Aus-

druck der Greisenhaftigkeit trat wieder in die Erscheinung. Auf dem Erdboden fühlte es sich nicht behaglich, wohl aber auf einem kleinen Zweige, in dem es langsam umherkletterte. Eine leere Zehn-Pfund-Zuckerkiste aus Blech wurde mit den nötigen Fenstern versehen und ihm als Wohnung angewiesen. Die Schensis warnten mich vor dem Tier, von welchem sie behaupteten, daß es Giftsaft ausspritze. Der Finder bekam für seinen Fang 1 Rupie als Belohnung, was zur Folge hatte, daß nach einer halben Stunde zwei weitere kleinere Chamäleons eingebracht wurden. Diese bezahlte ich jedoch, weil das Angebot die Nachfrage überstieg, nur noch pro Stück mit einem Sumni (1/4 Rupie). Damit die Tiere sich nicht gegenseitig beschädigen sollten, setzte ich die kleineren zusammen in einen besonderen Blechkasten.

Womit die Tiere ernährt werden sollten, wußte mir von meinen Schwarzen niemand zu sagen. Ich habe die Fütterung mit Erfolg mit Insekten versucht. Als die erste Speisung begann, bei der die Nahrung aus lebendigen Grashüpfern bestand, beobachteten Hanibal und ich die Tiere sehr genau. Das große Chamäleon saß unbeweglich auf seinem Zweige im Kasten und beobachtete mit seinen Kalbsaugen aufmerksam gleichzeitig zwei verschiedene Schlachtopfer, von denen eines auf dem Zweige vor ihm, das andere aber auf seinem Rücken saß. Auf einmal fuhr in der Richtung auf mein Gesicht zu eine lange Zunge aus dem Schnabel des Tieres her-

vor und verschwunden war der auf dem Zweige sitzende Grashüpfer. Das Vorschnellen der Zunge geschah so unerwartet und plötzlich, daß ich vor Schreck mit dem Kopf zurückfuhr. Das war also der gefürchtete Giftsaft, von dem die Schwarzen gefabelt hatten. Das Chamäleon verzehrte inzwischen mit langsamen bedächtigen Kaubewegungen den fetten Bissen. Man konnte deutlich im Blechkasten hören, wie die knusperigen Beine und die sonstigen harten Teile des Grashüpferkörpers knackten. Ich glaube, daß die Zunge mindestens einen Zoll weit hervorgestoßen werden kann, wenigstens bei den größeren Tieren. Ich mochte die Gefangenen, um sie nicht zu quälen, nicht weiter untersuchen. Wahrscheinlich wird an der Spitze ein Haken sitzen. Die Farben wechselten so, daß auf einmal das ganze Tier in einer anderen neuen Haut erschien. Ein Übergang war nicht zu bemerken. Dabei paßte sich das Chamäleon nicht immer seiner Umgebung an. Grün war seine Lieblingsfarbe, aber auch gelb und rot habe ich öfter gesehen. Wenn ich den Deckel vom Kasten abnahm, waren die Tiere, wahrscheinlich vor Angst, meist aschgrau.

Kapitel XI.

Zwei Nashörner erbeutet — Versuche mit verschiedenen Geschoßarten gegen Dickhäuter — Schlangen — Ein seltenes Zusammentreffen.

Den 10. November. Marsch nach Wegeru, meinem alten Lagerplatz am Maraübergang. Ich hatte Göhring versprochen, hier auf ihn zu warten, daher wurde das Lager sorgfältig hergerichtet. Göhring kehrte von einer Dienstreise in seinem Bezirk zurück und mußte an dieser Stelle den Mara überschreiten.

Am Morgen des zweiten Tages erschien der alte Schabrum ziemlich aufgeregt in meinem Zelt und setzte mir mit Hilfe Hanibals auseinander, daß soeben zwei Kifarus (Nashörner), ein großes und ein kleineres, auf etwa 500 m an meinem Lager vorbeigelaufen wären. Diese unerwartete Freudenbotschaft brachte mich mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit aus dem Bett. Die Nashörner hatten sich wahrscheinlich durch die frische Äsung im Maratal verführen lassen, ihren nächtlichen Weidegang etwas zu sehr in die

Länge zu ziehen und waren so bei Sonnenaufgang von meinen Wasser holenden Leuten gesehen worden. Die halbe Nacht hatte es geregnet, daher konnte eine Verfolgung der Tiere in dem durchweichten Boden nicht schwierig sein. Schnell wurden die Gewehre, da es sich um Dickhäuter handelte, mit Vollmantelpatronen versehen, die gefüllten Wasserflaschen und etwas Proviant den Boys aufgeladen und die Reise konnte beginnen.

Inzwischen war die Sonne herrlich klar am Himmel erschienen, wodurch die empfindliche Kühle des Morgens etwas gemildert wurde. Die Träger waren mit großen Messern und meinen Beilen ausgerüstet und trugen, um eventuell später die schwere Beute zu transportieren, große Knüttel und Stricke. Nach einem Marsche von einer Viertelstunde stießen wir richtig in der Maraebene auf die ganz frischen Spuren von zwei Nashörnern. Die Tiere selbst waren im niedrigen Buschwalde längst verschwunden. Aus der Fährte war zu erkennen, daß es sich um ein sehr großes, altes und ein dreiviertelerwachsenes Exemplar handelte. Also Mutter oder Vater und Kind. Die Jagd konnte unterhaltend werden. Es ist nämlich bei den Tieren fast mit Sicherheit auf Angriff gegen den Jäger zu rechnen, sobald sie in Begleitung ihrer Sprößlinge verfolgt werden. Mit dem Augenblick, wo die mächtige Spur uns eine bestimmte Richtung vorschrieb, wurde das Marschtempo derartig beschleunigt, daß der kleine Koch beinahe Trab laufen mußte. Als wir jedoch

nach 20 Minuten den Punkt erreichten, wo die Tiere in den Wald getreten waren, wurde das Tempo wieder ruhiger.

Jetzt begann der Marsch anstrengender, aber auch interessant zu werden. Das Gelände, in dem wir uns bewegten, sah ungefähr folgendermaßen aus: In der unendlichen großen Ebene waren vereinzelte größere und kleinere Dornbuschparzellen verteilt. Das dazwischen liegende freie Gebiet war mit fußhohem Grase bedeckt und manchmal mit kleineren Sträuchern durchsetzt. Der lehmige Boden war mit Wasser durchtränkt und stellenweise recht glatt. Büsche sowohl wie Gras prangten in frischem Grün, trieften aber von Wasser.

Da erst vor kurzem die Sonne aufgegangen, war noch viel Wild zu sehen. Eine Herde Zebras ließ uns auf 150 m ruhig passieren, auch die zahlreichen Jemäras beruhigten sich nach einer kurzen Flucht wieder, sogar Wasserböcke waren in der Ferne zu sehen. Alle diese verlockenden Gelegenheiten berührten uns jedoch in keiner Weise. Die Augen fest auf die mächtige Spur unserer beiden Dickhäuter gerichtet, eilte meine kleine Abteilung dahin. Alle hatten wir das Gefühl, uns stehe noch eine tüchtige Marschleistung bevor. Und unsere Ahnung sollte uns nicht getäuscht haben, es wurde 8, es wurde 9, es wurde 12. Die anfangs so störende Nässe ist längst verschwunden, alles Wild ist unsichtbar geworden, aber von unseren Nashörnern noch keine Spur. Da endlich steht der alte Baba Schabrum

gegen 12½ Uhr wie angewurzelt und deutet mit seinem krummen, schmutzigen Zeigefinger auf eine graue Masse, welche sich nur wenig von dem Busch, in dem sie sich befindet, abhebt. — „Faru". — Und Recht hatte er, nachdem ich den Gegenstand mit dem Zeiß eingehend untersucht hatte, konnte ich ihm nur bejahend zunicken.

Die Entfernung betrug bis zu der Buschparzelle etwa 1000 m. Allem Anschein nach schlief das Nashorn im Stehen, durch die dürftigen Baumkronen etwas gegen die jetzt brennende Sonne geschützt. Da wir zufällig gegen den kaum bemerkbaren Wind gingen, konnte es von uns noch nichts bemerkt haben. Jetzt übernahm ich mit dem schußfertigen Mauser den vordersten Platz in der Kolonne und eine andere Buschgruppe als Deckung benutzend, setzte ich den Marsch fort. Der Koch Omari wurde zu den Trägern zurückgeschickt mit dem Befehl, daß sie Halt machen und weitere Befehle abwarten sollten. Hierdurch wollte ich einer Störung des Wildes durch die meist laut schwatzenden Wageias vorbeugen. Nachdem wir drei nun etwa 500 m näher an unser Wild herangekommen waren, machte ich eine Entdeckung, welche mir, ich will es offen gestehen, geringe Freude bereitete. Es lag nämlich im Schatten des einen stehenden Dickhäuters der zweite, über dessen Fehlen ich mich schon gewundert hatte, gemütlich schlafend hingestreckt. Konnte ich mit diesen klobigen Gesellen den Tanz wagen? Einen Augenblick war ich zweifelhaft. Da ich im übrigen mit der

Welt leidlich zufrieden war und besonders in Afrika mich recht glücklich fühlte, so hatte ich keineswegs die Absicht, schon jetzt das Zeitliche zu segnen. Es soll Jäger geben, die ihrem schwarzen Begleiter verbieten, zu schießen, auch in Fällen dringendster Gefahr. Zu diesen Übermenschen in jagdlicher Beziehung gehöre ich nicht. Daher befahl ich meinem alten, zuverlässigen Baba, sich schußfertig zu machen und natürlich nur im Falle eines feindlichen Angriffes, der hier wohl mit Sicherheit zu erwarten war, kräftig mitzuknallen. Übrigens bezweifle ich, daß er sich um ein Verbot gekümmert hätte, da gemeiniglich jeder in Lebensgefahr Befindliche, ob weiß, ob schwarz, wenn er kann, sich zu verteidigen sucht. Mit dem Mechanismus des Karabiners 88 war er durch das tägliche Reinigen ebenso vertraut, wie ich. Also geduldig weiter an die Tiere herangekrochen, bis ein sicherer Schuß möglich wurde.

Schließlich gelang es uns, auf den Knien, durch den lichten Busch nur wenig gedeckt, bis auf etwa hundert Schritte an die Kifaru heranzukommen. Zwischen unserem Busch und dem der Nashörner, von denen das stehende, wie ich aus seiner Bewegung sah, uns doch schon bemerkt hatte, war eine völlig glatte Ebene. Von diesem Platze aus war ein guter erster Schuß fast Gewißheit und damit voraussichtlich einer von den beiden Gegnern außer Gefecht gesetzt. Aus früheren Erfahrungen und Erzählungen wußte ich, daß das Herz beim Nashorn sehr tief und sehr weit vorn im Brustkasten liegt; also tief Blatt

haltend, ließ ich nach bedächtigem Zielen fliegen. Den Kugelschlag hörte ich noch zu meiner großen Befriedigung, dann kam aber das getroffene Nashorn mit einer nicht unerheblichen Geschwindigkeit gerade auf uns zu gefegt. Der Schuß von Baba, welcher aufmerksam im Anschlag gelegen hatte, knallte dem mit gesenktem Kopfe das Horn dicht über den Boden haltend, daher sausenden Tier entgegen. Dann wieder ein Schuß von mir und noch einer von Baba und kaum zehn Schritte von uns entfernt, eine kleine Änderung in der Marschrichtung machend, brach das Nashorn, von den vielen Schüssen erschreckt, durch die lichten Stämme zu unserer Rechten. Als es sich etwa dreißig Schritte entfernt hatte, machte es plötzlich Kehrt und kam mit bedeutend verringerter Geschwindigkeit, schwankend und stolpernd auf uns zu. Es war deutlich zu erkennen, daß es tödlich getroffen sein mußte und schon nach wenigen Schritten brach es tot zusammen.

Das zweite Tier war bei meinem ersten Schuß, wie von einer Feder geschnellt, aus dem Schlummer in die Höhe gefahren und nach der entgegengesetzten Richtung davon geprescht. Dieser ganze Vorgang spielte sich nach meiner Schätzung in etwa zehn bis zwanzig Sekunden ab. Die Schüsse, die von uns abgegeben wurden, folgten sich so schnell, daß an ein Zielen nur oberflächlich gedacht wurde. Wäre das Nashorn in seiner ersten Richtung auf uns zu geradeaus geblieben, so glaube ich kaum, daß es mir bei der überraschenden Geschwindigkeit desselben ge-

lungen wäre, mich durch Seitensprung seinem Horn zu entziehen. Als ich nun meine Beute näher in Augenschein nahm, stellte es sich heraus, daß ich ein altes Weibchen vor mir hatte, dessen vorderes Horn 1½ Spanne über der Wurzel abgebrochen war. Die Bruchstelle war jedoch völlig glatt und durch langen Gebrauch des Hornes so gut berundet, als wenn eine Feile dazu benutzt worden wäre.

Nach und nach kamen durch das häufige Schießen angelockt, meine Träger, wie auch eine Menge Leute des benachbarten Negerstammes zur Stelle und sammelten sich um das verendete Tier. Der alte Baba wollte wie bei früherer Gelegenheit schon die Rollen zum Abschneiden des Kopfes und zur Abnahme der Rückenhaut verteilen, als plötzlich ein Schwarzer herbeieilte und einige mir unverständliche Worte sagte, indem er dabei sehr erregte Gebärden machte. Aller Lärm verstummte wie auf einen Wink und Schabrum machte ein sehr dummes Gesicht. Der neu hinzugekommene Schwarze hatte das zweite vertriebene Kifaru, welches anfangs davongelaufen war, wieder in Richtung auf uns zukommen sehen. Kaum hatten wir alle die neue Wendung der Dinge begriffen, als auch schon jeder sich die Frage vorlegte: Was tun? Unsere schwarzen Menschenbrüder verschwanden mit großer Geschwindigkeit in den umliegenden Büschen, indem sie sorgfältig die Richtung vermieden, aus welcher das Tier kommen sollte.

Da Windstille bei der glühenden Hitze des Mittags eingetreten war, hatte ich Hoffnung, daß mir

vielleicht auch noch das zweite Nashorn zu Schuß kommen würde. Dementsprechend legte ich mich an der Stelle des Randes der Buschparzelle flach auf den Boden nieder, von welcher aus ich nach den Aussagen des Schensi es zuerst erblicken mußte. Und nicht lange brauchten wir beide — denn Baba lag wieder dicht hinter mir — zu warten. Bald sahen wir das zweite Tier, das ich auf etwa drei Jahre schätzte, gemächlich im Trabe, ohne irgend ein Zeichen von Furcht, manchmal stehen bleibend und laut schnaufend, herankommen. Bei einem solchen Stehenbleiben auf etwa vierzig Schritte Entfernung gelang es mir, mit der 9 mm-Büchse dem Tier einen Vollmantel über dem rechten Auge in die Stirn zu schießen, worauf es dumpf stöhnend, langsam mit allen vier Beinen gleichzeitig zusammenknickend, zu Boden sank. Es bewegte keine Muskel mehr und blieb in dieser etwas sonderbaren, durchaus aufrechten Lage, so daß ich einen Fangschuß für angezeigt hielt. Es war jedoch durch den Gehirnschuß — wie sich später zeigte — so plötzlich getötet worden, daß es nicht einmal Zeit gehabt hatte auf die Seite zu fallen. So war ich denn an diesem Glückstage reichlich dafür entschädigt, daß ich bisher auf einem zwölfwöchentlichen Naturbummel nur ein Nashorn zur Strecke gebracht hatte, obgleich ich mich wochenlang nur auf dieses besonders gesuchte Wild gesteift hatte und viele andere seltene Tiere deswegen hatte laufen lassen. Glücklicher Weise kam keiner von meinen schwarzen Untertanen, wie es ja vorgekommen sein soll, auf den abenteuer-

lichen Gedanken mich umzutaufen und mich nach dieser glücklichen Jagd etwa Bana Rhinoceros zu nennen. Viel Gegenliebe für den Witz hätte der Schensi als Wiedertäufer bei mir als Täufling wohl schwerlich gefunden.

Groß war die Freude der jetzt schon an fünfzig zählenden Schwarzen, als ihnen auch dieser Fleischberg zum Fraße in Aussicht stand. Es hatten sich einige ganz alte spindeldürre Leute mit Kürbisflaschen bewaffnet eingefunden, die das warme Nashornblut als „dawa" zu sich nahmen. Dieses erschien mir unnatürlicher als wenn dieser oder jener von den hungrigen Schensis nach der Jagd ein ordentliches Stück rohen Fleisches abschnitt und es gleich auf dem Marsche nach viertelstündigem Kauen sich zu Gemüte führte. Essen wir doch Beefsteak à la Tartare manchmal auch ganz gern. Den Begriff von „zuviel" in Beziehung auf Fleisch, kennt der Schwarze überhaupt nicht und seine Witterung, wo etwa ohne Mühe ein Extrabraten zu holen, steht der der Marabus und Aasgeier wenig nach. Man schießt mit Ausnahme der Massaisteppe mitten in der wildesten Gegend, wo auf Meilen nach allen Seiten hin keine menschliche Behausung zu sehen ist, irgend ein Wild und schon beim Zerlegen desselben taucht mit grinsendem freundlichen Gesicht aus den Büschen, von den Hügeln, aus der Ferne, noch schneller, als die Geier, häufig unser Schensi auf, um seinen Anteil, und seien es nur die Därme, einzuheimsen. Hat man sich aber einmal verirrt und sucht menschliche Hilfe,

so kann man auf sein Erscheinen bis in die Ewigkeit warten.

Die freie, günstige Lage des Nashornkörpers veranlaßte mich, Versuche mit den verschiedenen Geschoßarten anzustellen. Baumstark hatte mir als guten Rat mit auf die Reise gegeben, gegen alle Dickhäuter, zu denen ja auch der Elefant trotz seiner dünnen Haut meistens gerechnet wird, nur mit Vollmantel-Geschossen zu schießen. Diese Regel habe ich auch stets befolgt. Hier bot sich mir aber die günstige Gelegenheit auf noch lebenswarme Nashornkörper auch die 11/12 Mantelgeschosse zu erproben. Auf fünfzig Schritte schoß ich sowohl mit M. 88, wie auch mit dem Karabiner auf das aufgerichtete, jüngere Nashorn. Alle Schüsse gingen quer durch den ganzen Körper hindurch, die zerrissenen Stahlmäntel fanden sich nachher in der Bauchhöhle, der gestauchte Bleikern saß meist in den der Einschußseite gegenüber befindlichen Rippen; Ausschuß war nicht vorhanden. Die Schüsse, die ich schräg von vorn, also durch die etwa 1 Fuß dicke Oberschenkelmasse des Vorderbeins in der Richtung auf das Herz abgab, gelangten nur teilweise bis in die Brusthöhle. Auch ein Vollmantel 9 mm, Ladung 2,7 Bl. P., vermochte durch diese Muskel- und Sehnenmasse hindurch nicht mehr bis in die Brusthöhle zu dringen.

Aus dem Militärgewehr machte ich mit Vollmantel keine Versuche, weil ich wußte, daß alle Geschosse — ganz gleich, von welcher Seite sie kommen — bis zum Herzen durchdringen, und das ist gerade

bei Dickhäutern besonders schwierig. Daher auch ihre fast ausschließliche Verwendung gegen diese Tiere. Wenn man Nashörner rechtwinklig von der Seite zu Schuß bekommt, so ist der 11/12 Mantel nach meiner Ansicht zum tötlichen Schuß vollkommen ausreichend; ebenso genügt er für Kopfschüsse. Für nicht tötlich und sehr unzuverlässig halte ich ihn dagegen schräg von vorne, weil eben dort große Fleisch- und Muskelmassen zu durchschlagen sind, bevor das Geschoß nur an die Rippen herankommt. Einen sofort tötlichen Schuß mit dem kleinen Kaliber halte ich mit Ausnahme des Gehirnschusses für ausgeschlossen. Das Tier wird auch bei guten Herzschüssen oft noch die Kräfte haben, 150—200 Schritte zu laufen, was genügen würde, den Jäger ernstlich zu gefährden. Geradezu lächerlich wirkten fünf von mir auf die dicke Rückenhaut abgegebene Revolverschüsse aus Smith & Wesson C. 32. Der Revolver hat sonst recht scharfen Kugelschuß. Hier drangen auf sechs Schritt Entfernung nur drei Geschosse bis in die Mitte der etwa 3/4 Zoll dicken Gummihaut ein. Die übrigen prallten direkt unter Hinterlassung einer derben Schrunde schräg wieder ab.

Bei genauerer Besichtigung und Zerlegung des zuerst erlegten alten Nashorns stellte sich heraus, daß es im ganzen nur zwei Schüsse bekommen hatte, nämlich meinen ersten (tief Blatt), welcher die untere Spitze des Herzens durchschlagen hatte, und einen zweiten Fleischschuß im rechten Hinterschenkel, mit dem allein es noch hundert Jahre hätte weiterleben können.

Aus diesem etwas wunderbaren Resultat ergibt sich erstens, daß das Tier nach empfangenem tötlichen Herzschuß noch imstande war, mit großer Geschwindigkeit über 150 Schritte zu laufen; zweitens, daß unglaublicherweise fast alle unsere anderen Schüsse gegen das anstürmende Tier, in der Größe einer wandernden kleinen Stubentür, nur Löcher in die Natur gemacht hatten. Etwas Aufregung muß doch wohl vorhanden gewesen sein. — Nach zweistündiger Arbeit des alten Baba, der das übrige schwarze Gesindel stramm mit heranholte, konnte ich mit zwei schönen Nashornköpfen und einer großen Last Haut meinen Weg ins ferne Lager antreten.

Auf dem Rückwege traf ich auf die erste und einzige Schlange, die ich in Afrika gesehen habe. Das Tier war einen Meter lang und benahm sich höchst friedlich, es sah aus etwa wie unsere Ringelnatter. Ein Schlag mit dem Kifaru (Nashornhautpeitsche, während Kiboko die Flußpferdhautpeitsche ist) machte seinem Leben ein Ende. Auch im Tode blieb diese Schlange, bei der ich absolut keine Giftzähne entdecken konnte, uninteressant. Die giftigen Exemplare scheinen auch hier recht selten zu sein. Selbst beim Suchen findet man von ihnen höchstens mal eine alte abgelegte Haut. Eine solche fand ich am nächsten Tage ganz zufällig im Gebüsch nahe meinem Zelt. Einstimmig behaupteten sechs von den hier ansässigen Schwarzen, daß Schlangen hier niemals gewesen seien, daß sie noch nie eine erblickt hätten. Als ich ihnen dann die Haut vor

Zu Seite 145.

Leutnant v. Wiese mit Wandorobos.

Zu Seite 177. M. Weiss phot.

M. Weiss. Der Verfasser. Göhring.

die Nase hielt, wurde wieder nur geschüttelt und gelächelt. Weiter war weder für Geld noch gute Worte aus ihnen etwas herauszubekommen.

Des Nachts wachte ich durch ein sonderbares Getrampel aus süßem Schlummer auf; dicht am Lager vorbei, teilweise hindurch, raste eine große Herde Zebras, die wahrscheinlich durch ein Raubtier zu dieser mit Panik verbundenen Flucht veranlaßt worden war. Am nächsten Morgen waren die Spuren in dem weichen Boden sehr gut zu sehen.

Ich halte die sogenannte kleine Regenzeit — November, Dezember — für sehr geeignet zur Jagd. Allen Spuren ist mit Leichtigkeit zu folgen. Der Regen tritt nur für Stunden ein, so daß man immer durch die Sonne genügend wieder getrocknet wird und die Gesundheit nicht leidet. Außerdem aber wird der Löwe durch Regen auch am Tage oft veranlaßt, aus seinem nassen Schlupfwinkel hervorzukommen, so daß Löwenchancen zu dieser Zeit erheblich besser sind als sonst.

Am 14. November kam Göhring endlich an. Abends gemütlich vor dem Zelt sitzend, höre ich von ihm, daß in diesen Tagen auch Leutnant Weiß von der Grenz-Regulierungs-Kommission hier den Mara überschreiten müsse, um sich zum Lager bei Olgos zu begeben. Wirklich konnten wir ihn schon am nächsten Morgen, nachdem wir den Mara überschritten hatten, als dritten weißen Mann in dieser sonst nicht gerade mit Europäern überreich bevölkerten Gegend begrüßen. Natürlich wurde Be-

gegnung gefeiert und die drei Lager in ein einziges großes vereinigt. In kürzester Zeit wurden eine Unmenge Mehl, süße Kartoffeln, Ziegen, ja sogar Bananen herangeschleppt, so daß die allgemeine Schmauserei bald beginnen konnte.

Kapitel XII.

In der Maraniederung — Jagd auf Elefanten — Marsch durch den Sumpf — Eine gute Strecke — Die Geschoßwirkung beim Elefanten.

Da die Askaris und Träger der beiden militärischen Karawanen tüchtig abgehetzt waren und die Führer einen Ruhetag beschlossen hatten, so wollten wir trotz der ungünstigen Wasserverhältnisse diesen zu einer Elefantenjagd benutzen. Den Marafluß begleiten in der Nähe der Einmündung in den Viktoria Nyanza zu beiden Seiten große Wiesengebiete, aus denen das Überschwemmungswasser auch in der trockenen Jahreszeit nie ganz zurücktritt. Diesem Umstande haben wir es wohl hauptsächlich zu danken, daß hier noch, ziemlich gesichert vor Verfolgung, Elefanten in größeren Herden vorkommen. Ich hörte, daß manchmal solche bis zu hundert Stück gezählt werden. Das Überschwemmungsgebiet des Mara schwankt in der Breite zwischen 10 bis 20 km. Die Länge desselben ist schwer anzugeben, beträgt aber mindestens 100 km. In dieser gewaltigen Wiesenfläche, deren Schilf über

2 m hoch ist, liegen vereinzelte Buschgruppen, welche, wie ich mich später überzeugte, aus Papyrus bestehen. In diesen Dickichten, oft bis zum Leibe im Wasser stehend, findet der Elefant vorzügliche Deckung gegen die Angriffe der Schwarzen und sogar gegen Sicht. Noch vor etwa zehn Jahren lebten große Herden dieser Tiere in dem mit niedrigem Walde bestandenen Hügellande an beiden Ufern des Flusses und statteten nicht selten den Anpflanzungen der Schwarzen nächtliche Besuche ab. Als dann durch die hohen Elfenbeinpreise die Jagd allgemein wurde, zogen die klugen Tiere sich gänzlich in die Marasümpfe zurück, aus denen sie jetzt nur noch ganz selten des Nachts hervorkommen.

Es wurde also beschlossen, am nächsten Tage den Versuch zu machen, an die im tiefen Wasser stehenden Elefanten heranzugehen. Zu diesem Zwecke sonderte der Jumbe aus seinen Leuten diejenigen, welche er als gute Jäger kannte, aus und bestellte sie für den nächsten Morgen um 2½ Uhr in unser Lager. Einen Teil von ihnen schickte er sogar sofort los, sie sollten auf den Hügeln am Ufer des Mara Ausguck halten und wenn möglich noch heute feststellen, wo die Elefanten ständen. Vor allem aber sollten sie erkunden, wo alte Bullen mit starken Zähnen sich aufhielten. Auch von unserer Seite wurden einige Vorkehrungen zur Jagd getroffen. Die Gewehre, nur Mauser M. 88 und 98, wurden gründlich nachgesehen. An Patronen wurden natürlich nur solche mit Vollmantel bereitgestellt. Dann wurde

noch mein großer Frühstückskorb mit den herrlichsten Genüssen, als da sind: Sherry, Rotwein, roher Schinken, Wurst, Fruchtmarmeladen, Öl-Sardinen, Brot und amerikanischen Büchsen-Früchten gefüllt. Sogar eine Flasche Sekt wurde für den Fall des Gelingens der Jagd mit eingepackt. Schließlich wurden noch verschiedene photographische Apparate in Bereitschaft gestellt.

Am nächsten Morgen begann der Lärm schon um 2 Uhr im Lager. Etwa 20 Jäger Mirumbis erschienen zur Jagd. Statt der Ziegenfelle, die sie für gewöhnlich trugen, hatten sie heute nur einen dicken Bindfaden um die Mitte ihres wohlgenährten Körpers gewunden, diesen banden sie aber nachher, bevor sie ins Wasser gingen, wohl um ihn zu schonen, auch noch wieder ab und ließen ihn auf dem festen Lande. Ihr Anzug war nun während der ganzen Wasserfahrt ungefähr so, wie unser lieber Herrgott ihn in seiner Weisheit ursprünglich wohl für die zweibeinigen Bewohner der wärmeren Himmelsstriche beabsichtigt hat. Der Abmarsch um $2^1/_2$ Uhr gestaltete sich der ägyptischen Finsternis wegen zu einem Fackelzug, was aber nichts schadete, da wir bis zu der den Sumpf begrenzenden Hügelkette noch zwei bis drei Stunden zu marschieren hatten. Vorn ging der wegeskundige Jumbe Mirumbi mit einer großen Stalllaterne, hinter ihm folgten, oder besser, stolperten, wir drei, jeder mit zwei Gewehrträgern hinter sich. Göhring hatte als Hauptstütze den Ombascha Mesa bei sich, Weiß einen erprobten standhaften Boy und

ich, wie immer bei großer Jagd, meinen alten Schabrum. Die Auswahl der Gewehrträger ist für den allein jagenden afrikanischen Jäger von besonderer Wichtigkeit, da die große Menge der Schwarzen im Augenblick der Not in der Regel mitsamt den Reservegewehren spurlos verschwunden ist.

So wanderten wir bergauf, bergab, durch flache Ebene, sogar durch ein schlafendes Dorf, dem rechten Ufer des Mara zu, wo wir vom Kamba-Berge aus unser Heil versuchen wollten. Um 5½ Uhr erreichten wir ihn bei recht schwachem Licht und wurden hier von unseren vorausgesandten Kundschaftern empfangen. Vor uns lag, von der Höhe aus gut zu übersehen, die Mara-Niederung, nach meiner Schätzung an dieser Stelle mindestens 20 bis 25 km breit, bedeckt von dichtem Nebel. Da die Kundschafter nichts zu melden wußten und des Nebels wegen kaum 500 Schritt weit zu sehen war, so wurde beschlossen, den Aufgang der Sonne und klare Luft abzuwarten. Die langen Schiffsstühle wurden aus der Trägerkolonne hervorgeholt und bald lagen wir drei, nach einer kleiner innerlichen Stärkung, warm eingehüllt da. Diese Ruhe dauerte bis etwa 7 Uhr vormittags, wo der letzte Nebel völlig verschwunden war und die Kundschafter mit der Meldung zu uns kamen, daß zwei Herden Elefanten zu sehen seien und außerdem zwei einzelne Bullen; letztere beschrieben sie so genau, daß sie die Länge der Stoßzähne auf bunduki-Länge (Gewehrlänge) angaben. Hier standen wir drei Weißen vor einem

Rätsel; mit den besten Ferngläsern der Neuzeit ausgerüstet, sahen wir von den Elefanten nach zehn Minuten langem Suchen nichts, als ganz undeutliche Punkte. Die Beschreibung der Zahnlänge hielten wir für groben Schwindel.

Die Sonne war jetzt, herrlich glänzend, über uns und mit dem Sichtbarwerden der gewaltigen Tiere war bei uns ein brennendes Jagdfieber ausgebrochen. Wir beschlossen uns der Führung Mirumbis bedingungslos anzuvertrauen und er, durch Versprechung eines ansehnlichen Geschenkes angespornt, schwor hoch und heilig uns an die beiden einzelnen alten Bullen heranzuführen.

Als wir an dem Saume des Sumpflandes angekommen unsern Marsch fortsetzten, begann eine Art der Vorwärtsbewegung, an die ich noch lange denken werde. Schon nach den ersten hundert Schritten steckten wir alle bis zum Gürtel in ziemlich kaltem Sumpfwasser, das mit über 2 m hohem Schilf durchwachsen war. Dabei waren die einzelnen Stangen des Schilfes manchmal dicker als ein Daumen und mit feinen Stacheln bewachsen, die, wenn man sich daran halten wollte, in die Haut eindrangen, darin abbrachen und stecken blieben. Mir wurde dieses Brennen der Hände schließlich so unerträglich, daß ich ein Paar alte Handschuhe anzog, die sich zufällig in meiner Jagdtasche befanden. So krebsten wir etwa zwei Stunden munter vorwärts, während die Jäger Mirumbis uns in jeder Weise behilflich waren, durchzukommen. Schließlich kamen wir glücklich

bei einem großen Papyrusdickicht an und hier fanden wir zu unserer großen Freude die ersten Spuren der gewaltigen Tiere, Spuren, von denen sich selbst ein Blinder vermittels seiner Riechorgane hätte überzeugen können.

Nun begann der schlimmste Teil des Marsches. Bisher war das Wasser verhältnismäßig rein und geruchlos gewesen, das wurde jetzt anders. Die ganze Flüssigkeit in diesem Dickicht war eine übelriechende jauchige Masse, die ebenso widerlich für die Nase, wie für das Auge war. Dazu kam noch, daß wir oft in die Löcher gerieten, die ein solcher Riese mit seinen gewaltigen Füßen in den sumpfigen Untergrund gebohrt hatte. Hieraus ergab sich dann ein plötzliches Verlieren des Gleichgewichtes und ein Untertauchen des ganzen Körpers bis an Brust und Schultern. Glücklich für uns war, daß unsere Munition mit verlackten Zündhütchen versehen war und tagelang im Wasser liegen konnte, ohne im geringsten zu leiden. Schließlich wurde auch dieser wirklich recht üble Teil des Marsches überwunden. Die Elefanten hatten sich, wie Mirumbi das wohl voraus gesehen hatte, in der Mittagshitze auf eine etwas höher und trocken gelegene Stelle begeben, wo sie ihren Mittagsschlaf abhielten.

Bisher hatte keiner von uns auch nur das geringste von den Tieren selbst sehen können. Als wir jedoch wieder leidlich festen Boden unter uns spürten, kletterte einer nach dem anderen an zwei von Mirumbis Jägern in die Höhe und überblickte, auf deren

Schultern sitzend, das hohe Schilf des Vorgeländes. Der Anblick, der uns nun zu Teil wurde, belohnte uns reichlich für alle ausgestandenen Mühsale. Keine 500 Schritte von uns standen die zwei alten Bullen, die uns von Mirumbi schon oben auf dem Kambaberge versprochen waren. Wie zwei gewaltige graue Felsblöcke ragten die Tierkolosse, zweihundert Schritte auseinanderstehend, über das Schilf hinweg. Beide hatten in tiefem Schlaf die Köpfe gesenkt und auf dem Rücken des einen Tieres hatten sich zwei weiße Kuhreiher gleichfalls friedlich schlummernd niedergelassen. Höflich hatten sie auch ihre weißen Visitenkarten auf dem Rücken des gewaltigen Gastgebers abgegeben, wie wir mit dem Glas deutlich sehen konnten.

Die Elefanten standen so, daß wir aus unserer Richtung kommend, an den größeren nicht näher als auf 120 Schritte herankommen konnten, ohne dem kleineren in den Wind zu kommen. Da die Elefanten, wie alle Dickhäuter, schlecht sehen aber ungewöhnlich feine Witterung haben, so mußte dieses auf jeden Fall vermieden werden. Daß wir beide Tiere erlegen mußten, war bei uns längst ausgemachte Sache. Schnell wurde die Verteilung der Rollen in der in Deutschland so gut bekannten Weise ausgesteint, wodurch Göhring der Besitzer des kleineren Elefanten, Weiß und ich jedoch die des großen wurden. Ferner wurde beschlossen, daß wir beiden soweit an unseren großen Burschen herangehen sollten, als uns der Wind gestattete und dort schußbereit warten sollten,

bis Göhring mit seinem Schutzbefohlenen handgemein geworden. Auf den ersten Schuß von Göhring sollten wir sofort das Gefecht eröffnen. Wie verabredet, so geschah es, wir krochen durch das Schilf völlig gedeckt bis an die äußere Grenze des Windes, also bis auf etwa 120 Schritte an unseren Schützling heran und waren nach einigem Suchen sogar so glücklich, eine Stelle zu finden, von wo aus wir auf einer Erhöhung des Bodens stehend, notdürftig über das Schilf weg den Rücken des alten Herrn beschießen konnten. Selbst aus dieser geringen Entfernung war im Schilf von dem schlafenden Tier nichts zu sehen, als die hochgewölbte Rückenlinie und der obere Teil des mächtigen Kopfes mit einem Bruchteil der Ohren. Von Zähnen und Rüssel keine Spur.

Die wenigen Minuten, die wir hier warten mußten, erschienen mir doch recht lang und in meinem Magen machte sich ein unangenehmes Gefühl der Leere bemerkbar, obgleich ich kurz vorher noch ein Stück Schokolade gegessen hatte. Ob es den anderen ebenso ging, kann ich natürlich nicht sagen. Hätte der alte Bursche unsern Standpunkt herausgefunden, so hätte wahrscheinlich wenigstens einer von uns einen bösen Fußtritt davongetragen, denn in dem dicken Schilf ohne die geringste weitere Deckung einem Elefanten zu entlaufen, wäre selbst einem Schwarzen nicht gelungen.

Plötzlich ertönte der scharfe Krach von Göhrings Büchse und im selben Moment fuhr auch unser alter Herr mit einem Rüssel und Zähnen, die Achtung

gebietend waren, in die Luft. Jetzt war an uns die Reihe; unsere Gewehre gaben, taktmäßig sich abwechselnd, Schnellfeuer. Da, als die ersten zwei Rahmen leer waren, also zehn Schuß von uns zusammen abgegeben, schwankte die gewaltige Masse und sank im Schilf zusammen. Bei diesem unerwarteten Anblick verlor ich vor Freude etwas den Kopf, laut „Hurrah“ rufend, stürzte ich in der Richtung auf den Elefanten durch das Schilf. Glücklicherweise hatte Weiß in der Elefantenjagd mehr Erfahrung als ich und es gelang ihm, noch rechtzeitig meinen unüberlegten Vorstoß zu bremsen. Kaum war ich zu ihm zurückgekehrt, als auch schon unser alter Herr wieder in seiner ganzen Größe mit erhobenem Rüssel, ohrenklappend, scheinbar nach uns suchend, davon segelte. Jetzt begann aber bei uns beiden ein Schnellfeuer, das wohl den verwöhntesten Vorgesetzten vollauf befriedigt hätte. Nur eine kleine Feuerpause entstand dadurch, daß mein guter alter Schabrum dachte, es sei jetzt, da der Feind seiner Meinung nach entfloh, für ihn Zeit, dem Gefecht eine günstige Wendung zu geben. Er kam also in die Feuerlinie vor und gab einen Schuß aus meinem Karabiner ab, bekam aber von Weiß, dem er beinahe ins Ohr geschossen hätte, einen derartigen Rippentriller, daß er sofort mit verlegenem Gesicht wieder in der zweiten Gefechtslinie verschwand. Inzwischen hatte unser Tembo (Elefant) bemerkt, daß in der Richtung, in der er suchend fortstampfte, kein Feind vorhanden war; er machte also Kehrt und kam wieder auf uns

zu. Dieses wurde sein Verderben; denn, wenn sich unsere Feuergeschwindigkeit auch nicht mehr steigern ließ, so war das Ziel, von vorn gesehen, für uns jetzt bedeutend günstiger. Kaum hatte aber der Alte seinen ersten Standort wieder erreicht, als er bedenklich schwankend stehen blieb, den Rüssel herunternahm und von etwa 39 Geschossen förmlich durchsiebt, zum zweiten Male, diesmal endgültig vom hohen Schilfe aufgenommen wurde.

Dieses langsame Zusammensinken der gewaltigen Masse machte unserem Feuer natürlich sofort ein Ende. Das Ziel war, wie vorher schon einmal, unseren Blicken entzogen, die Entfernung betrug zirka 100 Schritte. Dieses Mal gingen wir beide mit der größten Vorsicht bei der Annäherung zu Werke. Weiß steckte die Patronen des fünften Streifens ins Gewehr, ich entlud eine und steckte dafür einen vollen Kasten in die Kammer. Unsere Gewehre hatten sich bei der vorangegangenen kurzen Unterhaltung so in Hitze gearbeitet, daß die Metallteile der Läufe mit der bloßen Hand nicht ohne Schmerz berührt werden konnten. Näher und näher kamen wir dem Platze, wo unsere Beute liegen mußte; aber erst im letzten Moment, als wir dicht davor standen, erlaubte uns das an dieser Stelle ungewöhnlich starke Schilf einen klaren Überblick. Da lag der gewaltige Recke tot vor unseren Füßen, im Todeskampf hatte er den weichen Boden mit seinen Füßen förmlich aufgewühlt. Die beiden mächtigen Beine seiner linken Körperseite waren fast ganz in den zähen Schlamm

eingedrückt, ebenso der linke Stoßzahn und ein Teil des Kopfes. Die beiden rechten Beine lagen frei und gestatteten ebenso wie der rechte Stoßzahn eine genauere Schätzung der Größe des Elefanten.

Kaum hatten wir uns jedoch davon überzeugt, daß hier alles Leben erloschen, als uns zum ersten Male während des ganzen Auftritts wieder der Gedanke an unseren Jagdgenossen Göhring in den Sinn kam. Wir hatten von ihm nur einen Schuß gehört und nicht ohne Besorgnis dachten wir daran, daß er zur Unterstützung nur einen Askari bei sich hatte. Um uns Gewißheit zu verschaffen, kletterten wir mit Hilfe unserer Gewehrträger und einiger Jäger Mirumbis, die jetzt nach Beendigung des Schießens von allen Seiten ihre Wollköpfe aus dem Schilf hervorsteckten, auf unsere mächtige Jagdbeute. Hier oben hatten wir guten Überblick und zu unserer großen Freude antwortete Göhring bald auf unsere Rufe. Einige Minuten später hatte er sich zu uns durchgearbeitet und teilte uns, indem er uns herzlich gratulierte, mit, daß er mit seinem alten Burschen bedeutend kürzeren Prozeß gemacht habe, als wir mit dem unsrigen. Gleich nach unserer Trennung war er bis auf etwa sechzig Schritt an ihn herangekrochen und war dann so glücklich gewesen, ihn durch einen einzigen gut sitzenden Ohrschuß zur Strecke zu bringen. Er hatte dann sogar noch, als unser Elefant das Suchen begann, aus sehr großer Entfernung einen Schuß auf diesen abgegeben. So waren beide Par-

teien über Erwarten glücklich in der Jagd, heil und munter wieder vereinigt.

Jetzt begann eine genauere Besichtigung der Beute. Es stellte sich heraus, daß beide Elefanten, wie die Schwarzen so überraschend vorhergesagt hatten, erwachsene alte Bullen waren. Und zwar war der kleinere von beiden der ältere, was man aus seinem verwitterten Fell und aus der Größe der Zähne deutlich erkennen konnte. Es unterscheiden sich nämlich die Elefantengreise dadurch sehr von den menschlichen, daß bei ihnen mit zunehmendem Alter die Zähne stärker und wertvoller werden, was man ja bei Menschen leider nicht behaupten kann. Die Stoßzähne des Göhring'schen wogen zusammen, wie später festgestellt wurde, 136 Pfund, während die unseres körperlich etwas größeren nur 102 Pfund engl. wogen. Was nun die Geschoßwirkung anbetrifft, so ist es vielleicht wissenswert, weshalb der eine Elefant soviel mehr Munition beanspruchte, als der andere. Von unseren 39 Schüssen waren viele, die sehr hoch im Rücken saßen, ohne großen Ausschuß glatt durch den Kamm hindurchgegangen, andere, die den Kopf getroffen, hatten nicht die Richtung auf das verhältnismäßig kleine Gehirn genommen und waren in den dicken Schädelknochen stecken geblieben. Als Blattschüsse waren nur ganz wenige anzusprechen, was wohl davon herrührte, daß der Unterkörper des Tieres meist verdeckt war. Durch welchen Schuß schließlich der Tod herbeigeführt wurde, war nicht festzustellen. Göhrings Schuß zeigte dagegen, daß ein aus der

Mauserbüchse gut auf die dünneren Schädelwände in der Richtung auf das Gehirn abgegebener Schuß genügt, um selbst die größten Exemplare zu fällen.

Als wir etwa um 2½ Uhr den festen Boden wieder betraten und ein lukullisches Mahl zu uns nahmen, wartete dort in den Hügeln schon eine Deputation auf Göhring, welche in aller Form ganz gehorsamst um das Fleisch der erlegten Elefanten bat. Woher die Leute das Ergebnis der Jagd wußten, war uns nicht klar, wahrscheinlich hatten einige Ausguckposten vom Kambaberge aus den Verlauf verfolgt und dann schleunigst die Bevölkerung des ganzen Stammes zusammengetrommelt. Göhring schickte jedoch die ganze Gesellschaft ohne weiteres nach Hause und bestellte sie für den nächsten Tagesanbruch an dieselbe Stelle. Mirumbi stellte einige Jäger als Posten auf, um zu verhindern, daß unsere schönen großen Zähne und die Teile des Elefanten, welche wir für uns haben wollten, in falsche Hände gelangten. Als wir beim Mahle die Jagd noch einmal besprachen, stellten wir mit Verwunderung fest, daß keiner von uns während des vielstündigen Marsches im tropischen Sumpfe irgend ein lebendes Tier, weder Molch, Schlange, Blutegel, oder sonst etwas gesehen hatte, sei es, daß überhaupt keine solchen Tiere dort vorhanden waren oder daß sie durch die glühende Sonne vertrieben im Verborgenen auf den Abend warteten.

Im Lager war natürlich unser Gesprächsthema die Jagd, besonders die auf Elefanten. Wenn ich

die Ergebnisse dieser Unterhaltung und das, was ich von Baumstark über Elefantenjagd in Erfahrung gebracht hatte, zusammenfasse, so komme ich zu folgendem Urteil: Der Elefant hat drei Stellen, zwei am Kopf und eine auf dem Blatt, an denen er mehr oder weniger leicht, besonders mit dem kleinkalibrigen Gewehr tödlich zu verwunden ist. Wenn man den Schädel des Elefanten betrachtet, so findet man eine Handbreit über Augenhöhe in der Mitte der Stirn eine sich tief in das Innere des Kopfes erstreckende Höhle. Sie nimmt beim lebenden Tier den obersten Teil des Rüssels, den sogenannten Saugbeutel, auf. Hier sammelt der Dickhäuter sein Trinkwasser, bevor er es sich in den Schlund spritzt. Beim lebenden Elefanten ist es nicht leicht, die Lage des Saugbeutels genau festzustellen, weil die Höhlung völlig ausgefüllt erscheint und mit Haut bedeckt ist. Eine gedachte Linie, die die oberen Kanten der Jochbogen der beiden Augen verbindet, führt etwa über die nur handflächengroße Öffnung. Also Schuß auf die Mitte dieser Linie. Alle Geschosse, die unterhalb Augenhöhe die Rüsselwurzel durchschlagen, dringen, wenn sie nicht schon im Oberkiefer stecken bleiben, wirkungslos in den Unterkiefer.

Da dieser Weg zum Gehirn eine ziemlich gerade Linie bildet, so ist noch der Winkel von Wichtigkeit, unter dem das Geschoß seinen Eingang nehmen muß, um glatt durchzudringen. Beim schlafenden Elefanten, nur dieser kommt wohl in Frage, ist nach Baumstark die günstigste Schußweite genau von vorn

zwischen 15 und 30 m. Von hier aus geht das Geschoß, ohne die Seitenwände der Höhle zu berühren, auf geradem Wege ins Gehirn und verursacht sofortigen Tod. Macht der Elefant mit dem Kopf nur die geringste seitliche Bewegung, oder hebt er ihn gar in die Höhe, so ist dieser Schuß ausgeschlossen, weil die Längsrichtung der Saugbeutelhöhle sich dann weit außer Bereich des Schützen befindet. Dieser Schuß ist als Fangschuß sehr geeignet.

Der zweite Kopfschuß ist in der Richtung auf das Ohr abzugeben. Dabei ist für den Schützen beim Abkommen wichtig, daß er im Geiste stets im Auge behält, wo das Gehirn des Elefanten sitzt. Aus großer Nähe und bei eigener tiefer Stellung wird er dem Geschoß eine andere Richtung zu geben haben, wie aus großer Ferne und von erhöhtem Standpunkte aus. Der Schädel des Elefanten ist auch hier ziemlich dick, jedoch müssen wir uns die Knochenmassen nicht so massiv denken, wie sie aussehen. Nachdem man mit dem Beil die äußere Knochendecke zertrümmert hat, stößt man auf eine wenig widerstandsfähige, lamellenartige Substanz, die überall als Füllmittel auftritt. Das 88-Geschoß kann an beiden Seiten des Kopfes diese Massen durchdringen, auch bei den größten Exemplaren.

Ist man gezwungen, auf weitere Entfernung auf Elefanten in Bewegung zu schießen, so wird wohl am besten der Herzschuß anzubringen sein. Das Herz bei erwachsenen Tieren hat die Größe einer großen Kokosnuß mit der Faserhülle und liegt wie beim Nas-

horn weit nach vorn und sehr tief. Die günstigsten Schüsse sind hier genau von vorn auf den Stich und senkrecht von der Seite abzugeben. Schräg von vorn ist wie beim Nashorn, bei der großen Stärke des oberen Teils der Vorderbeine, wohl kaum eine Wirkung zu erwarten. Es sollen aber Elefanten mit Herzschüssen noch viele Kilometer weit gelaufen sein.

Selbstverständlich kommen beim Elefanten nur Vollmantel-Geschosse in Frage, da Teilmantel wohl nie die nötige Eindringungstiefe besitzen werden, weil sie zu früh zersplittern. Das Innere des Brustkastens des Elefanten soll dem Eindringen der Geschosse erheblichen Widerstand leisten. Die Haut ist ganz dünn, wenigstens im Vergleich zu der des Nashorns und des Flußpferdes. Das bestgeeignete Gewehr ist nach Ansicht der wenigen Jäger, die ich darüber gesprochen habe, unser M. 88 oder 98, aber das Militär-Gewehr, nicht etwa das kurz abgeschnittene Jagdgewehr derselben Konstruktion oder der Karabiner, bei welchen die Durchschlagskraft geringer ist. Was die alten mächtigen Elefantenbüchsen mit Schwarzpulverladung anbetrifft, so habe ich niemand gefunden, der solche für praktisch gehalten hätte. Wohl aber kannten einige Herren englische Gewehre, die mit rauchlosem Pulver und schwererem Geschoß für Dickhäuter vorzuziehen sind.*) Rauchstarkes Pulver muß vor

*) Nach Rückkehr von meiner Reise habe ich in „Wild und Hund“ und der „Deutschen Jägerzeitung“ viele Anzeigen gefunden, in denen Gewehre mit sehr viel stärkeren rauchlosen Ladungen empfohlen werden, als ich sie kannte.

allen Dingen vermieden werden, wenn nicht der Jäger seinen Standpunkt dem Tiere allemal bei der nur geringen Schußweite dieser Gewehre ankündigen will. Sofort tötende Schüsse sind mit einiger Gewißheit nur auf die oben beschriebenen Stellen am Kopf abzugeben. Seine Sicherheit hat also der Jäger vorwiegend in der Art seiner Aufstellung zu suchen. Einen angreifenden Elefanten mit einem Schuß des kleinen Kalibers außer Gefecht zu setzen, ist, da beide Kopfschüsse in dieser Lage unmöglich, wohl ausgeschlossen. Elefanten, die noch nicht völlig ausgewachsen sind, also unter 50—60 Pfund Elfenbein tragen, sollen leichter zu töten sein, als ältere Exemplare. Erstere aber werden wohl meistens nicht an Angriff, sondern eher an Flucht denken, wenn sie beschossen werden.

Genauere Betrachtungen am nackten Elefantenschädel zu machen bot uns ein gewaltiges Exemplar, das wir unterwegs halb im Schilf vergraben vorfanden, gute Gelegenheit. Der Kopf, der sicherlich noch kein ganzes Jahr der tropischen Sonne, der reichlichen Feuchtigkeit der Regenzeiten und der verhältnismäßig großen Kälte der Nächte ausgesetzt war, zeigte schon bedenkliche Neigung zum Verwittern. Mit einem Seitengewehr war ohne Mühe die obere Schädeldecke zu behauen, auch andere, z. B. Beinknochen waren nur sehr wenig widerstandsfähig. Diese grobe, lose Struktur der Knochen war nicht etwa nur den oben genannten Witterungseinflüssen zuzuschreiben, sondern ist ihnen auch im frischen Zustande, wenn auch in weit gerin-

gerem Grade eigen. Die Tiefe der vielen Schußlöcher des 8 mm-Kalibers, die sich in den verwitterten Knochenmassen sehr gut verfolgen ließen, haben mich zu der Ansicht gebracht, daß der Elefant gegen das Modell 88 am Schädel doch noch mehrere sehr schwach geschützte Stellen besitzt. Es waren Schußkanäle von 5—10 cm Länge vorhanden, einige, deren Endpunkt ich in der Eile nicht erforschen konnte, waren noch länger. Die gänzlich undeformierten Geschosse (Vollmantel) waren fast alle von vorn auf die dicken Knochenwülste über den Augen abgegeben worden, so daß ihre Wirkung wahrscheinlich lange Zeit gleich Null geblieben sein muß.*) Jedenfalls wurde mir hier klar, daß die günstigsten Schüsse beim Elefanten auf den Kopf abgegeben werden können. Die genügende Durchschlagskraft für viele Stellen ist schon vorhanden. Von Sprengwirkung der Geschosse war am Schädel nichts zu bemerken. Einschußloch- und Schußkanal waren kugelgleich.

Das Geschoß 88 wird auf nahe Entfernungen mit flüssiger Masse gefüllte Gefäße: Gehirnkasten, Herz, Blase zum Zerplatzen bringen, infolge der Druckwirkung der Flüssigkeit im eingeschlossenen Raume. Diese für schnelle schmerzlose Tötung des betreffenden Tieres günstige Wirkung wird aber beim Kopf vom Elefanten, Nashorn und Flußpferde kaum

*) Der ungünstigste Schuß auf den Kopf des Elefanten ist wohl der genau von vorn über die Augen abgegebene. Hier liegen solche Massen von Knochen zusammengeballt, daß ein Durchdringen ausgeschlossen erscheint.

je, selbst bei Herzschüssen nicht oft eintreten, da die Wände, die die Lebenszentren hier schützend umgeben, von einer solchen Dicke und Zähigkeit sind, daß das sie durchdringende Geschoß fast seine ganze Energie auf dem Wege einbüßt. Gelangt es schließlich zum Herzen eines Elefanten, so hat es vielleicht gerade noch genügend Kraft, diesen muskulösen Fleischklumpen zu durchschlagen, und wird dann seine Laufbahn, indem es in der Brusthöhle matt nach unten sinkt, beendigen. Der Herzmuskel ist aber im Stande, die entstandene verschwindend kleine Stichöffnung aus eigener Kraft sofort zu schließen, so daß ein inneres Verbluten, wenn es überhaupt eintritt, erst nach Stunden, ja nach Tagen zu erfolgen braucht.

17. November. Leider mußte uns Weiß heute früh schon verlassen. Wir übernahmen es, für seinen Anteil am Elefanten zu sorgen. Während Mirumbi mit seiner Horde und einigen von unseren Leuten die Zähne, Ohren und zwei Füße der Elefanten holten, versuchten wir für die Küche zu jagen. Leider war auch hier mit der Tierwelt eine völlige Veränderung vor sich gegangen. Göhring und ich liefen Meilen und Meilen und hatten zum Schluß jeder nur ein Jemära als kärgliche Beute aufzuweisen. Abends wurden die schweren Zähne und alles sonst noch von den Elefanten gewünschte angebracht.

Kapitel XIII.

Rückkehr nach Schirati — Tätigkeit auf der Station — Der Inder in Afrika — Die Behandlung der Schwarzen — Heimreise.

Am 21. November Ankunft in Schirati. Die prächtige steinerne Boma glänzte in erneuter schneeiger Weiße. Meine lebende Beute, die Jemäras und die Chamäleons, hatten die Märsche gut überstanden. Der Dampfer, der mich zurückbefördern sollte, war noch gar nicht gemeldet, daher hatte ich genügend Zeit, meine Reisevorbereitungen zu treffen.

Besonders schön waren die Abende. Göhring und ich saßen dann meist auf der Barasa des Wohnhauses mit dem Blick auf den herrlichen See im Abendsonnenschein. In die langen bequemen Schiffsstühle gelehnt, betrachteten wir den merkwürdig schnellen Sonnenuntergang. Einige gute Zigarren und deutsches Bier trugen dazu bei, uns die Kühle des Abends noch genußreicher zu machen. Das letztere betraf besonders Göhring, der am ganzen Tage kaum eine freie Stunde hatte. Des Morgens, lange bevor

ich aufstand, war er schon mit den Unteroffizieren und den Waschensi in der Boma beim Mauern und Bauen. Wenn ich zum Kaffee kam, nahm er schon sein erstes, wirklich sauer verdientes Frühstück. Gleich nachher erschien sehr häufig ein ganzer Haufen von Menschen zum Schauri in der Gerichtshütte. Hier begann dann eine Verhandlung, deren Länge und Langweiligkeit nur der verstehen kann, der den Schensi aus eigener Anschauung würdigen kann. Geduld muß man mit den Schwarzen haben, wie mit kleinen Kindern. Nur muß man nicht etwa glauben, solche vor sich zu haben. An Gerissenheit, Bauernschläue und Verlogenheit kann es der viel bemitleidete schwarze Bruder mit jedem Gauner der Welt aufnehmen. Nach dem Schauri wurde in der Regel das zweite Frühstück eingenommen, worauf dann einige Stunden der unumgänglich notwendigen Ruhe in der Mittagshitze folgten. Dann kam die Erledigung der schriftlichen Arbeiten, deren Vielseitigkeit mein Staunen erregte, an die Reihe. Von Exerzieren der Askaris und Arbeiten, zu denen der Stations-Chef ins Innere reisen mußte, wie z. B. zu großen Viehzählungen, Schauris etc. will ich gar nicht reden. Allein der Steuer-, Zoll- und Verwaltungsapparat, bei dem durch die Ugandabahn unheimlich gesteigerten Verkehr erfordert seinen Mann. Dazu verlangt das Gouvernement Berichte über dieses und jenes.

Ich lernte Herrn Schmelzer, einen der drei deutschen Ansiedler in Schirati kennen. Schmelzer ist

von Beruf Büchsenmacher, hat zuerst sein Heil auf Madagaskar mit geringem Erfolg versucht und fabriziert jetzt hier sehr brauchbare Seife. Zuerst war sein Streben höher hinaus gewesen. Als Schirati Zollstation wurde, hatte er den vermessenen Plan im Busen getragen, Zollbeamter zu werden. Die Station verwendete sich für ihn, aber ach, statt seiner wurde ein schäbiger Goanese aus Daressalam für den begehrten Posten ausersehen. Nun gedachte der brave Deutsche für die Askaris und die übrigen wenigen Konsumenten eine bescheidene Bierquelle aufzutun. Kaum hatte er jedoch von diesem vermessenen Unternehmen Hals gegeben, als schon das Haupt der ortsüblichen Inder ihm kaltlächelnd sagen ließ, er werde seinerseits von dem Tage der Eröffnung des Schmelzerschen Unternehmens an sein Bier zum Einkaufspreis und darunter verkaufen. Unser armer Landsmann verfügte nur über geringe Kapitalien, so daß ihn ein derartiger Bierkrieg in allerkürzester Zeit an den Bettelstab gebracht hätte. Der reiche Inder hingegen, der im Innern nicht einmal Steuer bezahlte, hätte nach Beseitigung der unbequemen Konkurrenz dann wieder die Bierpreise nach Wunsch machen können. Da auch dieser Plan gescheitert, fing der vielseitige Schmelzer die Seifenproduktion an, in welchem reinlichen Geschäft er von keinem der schmutzigen Inder des ganzen Kontinents die geringste Konkurrenz zu erwarten hatte. Dazu war er natürlich fleißiger Landwirt, die vier oder fünf Büchsen, die er im Bezirk alle Jahre zu reparieren hatte, ließen ihm dazu voll-

Zu Seite 199

M. Weiss phot.

Göhring auf Safari.

auf die Zeit. Seine Seife war gut, ich habe selbst bei ihm für meine Reise den Bedarf eingekauft.*)

Bei Besichtigung der Wohnungen der Schensis fiel die vernünftige regelmäßige Bauart in die Augen. Die Häuser stehen zu beiden Seiten des Weges, der zum See hinunterführt, sind aus Papyrusstengeln luftig, dabei regendicht gebaut. Fast jedes hat einen kleinen, eingefriedigten Garten nach hinten heraus; eine für Schensis fast wunderbare Ordnung und Sauberkeit, die mir in Daressalam im Schwarzenviertel schon auffiel, herrscht auch hier. Dabei sind die Bewohner vergnügt und gut genährt. Besonders fett sind die Askarifrauen, die sich das von dem reichen Gehalt des Mannes — 30 Rupies pro Monat — ja leisten können.

Hier hatte ich auch Gelegenheit, meinen alten Baba Schabrum in seiner Häuslichkeit zu beobachten. Er schnitzte sich aus der dicken Hornhaut der Elefantenfußsohle das so begehrte Abzeichen des schwarzen Elefantenjägers. Es besteht aus einem Armring, der so eng ist, daß er nicht über die Hand gezogen werden kann. Um ihn nun auf das Handgelenk hinauf zu bekommen, wird das harte Horn solange gekocht bis es dehnbar wie Gummi wird. Nachdem es an der Luft getrocknet ist, kommt die alte Härte wieder zum Vorschein und macht ein

*) Inzwischen ist unser braver Landsmann, wie ich aus der „Deutsch-Ost-Afrikanischen Zeitung“ erfahren habe, mit einem anderen Weißen des Bezirks Schirati bei einer Bootsfahrt verunglückt und Krokodilen zum Opfer gefallen.

Abstreifen unmöglich. Der Elefantenorden muß bis zum Grabe getragen werden. Ombascha Mesa besaß schon zwei bis drei derartige Auszeichnungen, die ihm beim Waschen sicher sehr unbequem waren, aber „Hoffart muß Zwang leiden". Mir fertigte Mesa auch ein Paar solcher Handschellen an, ich machte aber keinen Gebrauch davon, da dieser Orden gegen die bei uns üblichen durch seine Einfachheit zu sehr abgestochen hätte. Als andere Jagdauszeichnungen werden die Hauptkrallen der getöteten Raubtiere, wie Löwen und Leoparden sehr geschätzt. Bei den Fellen muß man höllisch aufpassen, sonst kann es sich ereignen, daß eines schönen Tages alle Klauen Liebhaber gefunden haben. Die schwarze Maid fragt nicht erst lange, woher der Einzige, der ihr dieses hoch geschätzte Zeichen seiner Tapferkeit als Liebesgabe übergibt, es genommen hat. In dem Nachlaß der kleinen erschossenen Frau, die ich in Lumuli fand, waren auch zwei Löwenkrallen, sauber an sicherer Stelle aufbewahrt.

Um sich hatte Baba eine Schar Kinder versammelt, denen, wie auch seiner alten runzeligen besseren Hälfte er wahrscheinlich kolossal von seinen Heldentaten vorschnurrte. Ich hatte den alten, zuverlässigen Burschen, der aber auch in allen Stücken ein musterhafter Soldat war, so gern, daß ich ihm mein Taschenmesser mit feststellbarer Klinge, nach dem er immer schon verlangende Blicke geworfen hatte, zum Abschied als Andenken schenkte. Und wie er waren viele unter den Askaris. Ein besseres

Soldaten-Material unter weißen Offizieren und Unteroffizieren kann es für Deutsch-Ost kaum geben. Sudanesen und Somalis sind sicher nicht brauchbarer, und in vieler Beziehung, was Ertragen des Klimas, Orientierungsvermögen etc. anbetrifft, unterlegen. Man muß nur durch zeitgemäße Versetzungen und Austausch, wie es ja auch geschieht, eine zu große Verbrüderung zwischen Kommiß und Zivil verhindern.

Meine Chamäleons sahen leider so grau und matt aus, daß ich auf Göhrings Rat die Tiere wieder in Freiheit setzte. Die Beschaffung der Grashüpfer wäre auf die Dauer auf dem Reichspostdampfer ja auch nicht möglich gewesen. Auch beschloß ich mit schwerem Herzen mich von meinen kleinen Jemäras zu trennen. Die 1200 km bis Mombasa hätte sich die Verpflegung auf Schiff und Eisenbahn ja vielleicht mit Hülfe der in jeder Weise liebenswürdigen Engländer machen lassen. Wie sollte ich aber die Heumassen für die Fahrt von dort bis Hamburg ohne zu große Kosten auch für Bedienung und Transport der Tiere beschaffen. Auch für diese niedlichen Kinder der Wildnis war das Verbleiben in der Heimat das Beste.*)

Sergeant Eckert half mir in liebenswürdiger Weise

---

*) September 1905 traf ich zufällig den inzwischen beförderten und auf Urlaub befindlichen Hauptmann Göhring in Berlin. Er erzählte mir, daß es den beiden Antilopen in Schirati sehr gut ginge, daß auch der kleine Nachkömmling sich als Jemära (Leierantilope) entpuppt habe.

beim Sichten und Verpacken meiner Gehörne, Felle und sonstigen Raritäten. Göhring unternahm mit Unteroffizier Mierswa zu dieser Zeit eine Strafexpedition gegen den Sultan von Majita. Vieles, darunter auch die gewaltigen Ohren des Elefanten und die Panzerhaut des Krokodils, mußten leider des großen Gewichtes wegen zurückgelassen werden. Mitzunehmen waren immer noch etwa 15 Zentner Erinnerungszeichen an die schöne Zeit in Afrika.

Dann ließ ich in dem großen Bomahof meine 70 Träger zur Ablöhnung zusammentrommeln. Aus einem großen häßlichen Sack wurde jedem sein Anteil in blanken Rupies ausgezahlt. Schmerzlich war mir bei dieser Beschäftigung die sichere Aussicht, daß alle meine schönen Zechinen in einigen Tagen schon, sauber geordnet und etikettiert, auf dem Wege nach Sansibar, Bombey oder Kalkutta sein würden. Dieser für den Nichtafrikaner etwas unverständliche Gedankengang erklärt sich auf folgende Weise: Ich bezahlte jetzt die vielen hundert Rupies in die Hände meiner Schwarzen, die Zweidrittel des Geldes schon am nämlichen Tage in die Ducca (Geschäftshaus) des Inders, teils um alte Schulden zu bezahlen, teils um lumpigen Tand zu kaufen, tragen würden. Das übrige Drittel ging spätestens den nächsten oder übernächsten Tag sicher denselben Weg. Der Inder aber schickt jeden Pesa, den er in Afrika verdient, auf dem schnellsten Wege in die sichere Heimat. Er ist, vielleicht mit Ausnahme der Besitzer der großen indischen Geschäftshäuser in Bagamoyo,

Tabora oder Zanzibar, wie der Chinese in Nordamerika, nur ein Wandervogel, der, sobald er sich vollgesogen hat, schleunigst mit Sack und Pack als reicher Mann wieder unter englisches Szepter nach Indien zurückkehrt.

An sich ist ja diese Heimatsliebe zu loben und macht kein vernünftiger Mensch dem Inder daraus einen Vorwurf. Wenn man aber für jeden reichgewordenen Abreisenden drei bis sechs verlumpte bettelhafte Gesellen, deren ganzer Hausrat aus einem geflickten Topf und zwei leeren Flaschen besteht, ans Land kommen sieht, die alle nach demselben Muster reich werden wollen, so regt dieser Umstand doch zum Nachdenken an. Ich hatte in Schirati häufiger Gelegenheit derartige Einwanderer zu beobachten. Sollte diese unser Geld aufsaugende, dabei nicht nennenswert produzierende Wechselbevölkerung wohl ein wünschenswertes Element für die Kolonie sein? Könnte man nicht auf irgend eine Weise diese ins Ausland gehenden vielen Hunderttausende von Rupies, die doch vorwiegend von Deutschen, besonders durch die Truppe ins Land getragen werden, festhalten? Der Askari in Afrika kann bei 30 Rupies — 40 Mark — Monatsgehalt verhältnismäßig für seine Person bedeutend mehr ausgeben, wie der Soldat in Deutschland. Wo bleiben die ganzen Gelder, die auf den vielen Stationen des Inneren jahraus, jahrein verausgabt werden? Im Lande sucht man sie vergebens. Könnte nicht durch Gesetze oder hohe Steuern den Aus-

ländern gegenüber eine Schranke gezogen werden, die den deutschen Händler mit kleinen Mitteln ins Land läßt, den Inder dagegen möglichst fern hält?

Den Einwurf, daß der Deutsche die Sprache der Schwarzen nicht versteht und deswegen mit ihm nicht handeln kann, lasse ich nicht gelten, dem Hindu sind das Kisuaheli oder die Sprachen des Inneren auch nicht angeboren. Von den Geschäftskniffen des Inders, langes nutzloses Geschwätz zu halten, Geschenke und Vorschüsse zu geben, braucht der deutsche Kaufmann nichts zu lernen. Die Schwarzen werden von diesen lieben Gewohnheiten, sobald es nötig ist, ohne viel Bedauern ablassen. Sollte es aber ohne dieses Beiwerk durchaus nicht gehen, so könnte man sich ja auch diesen hergebrachten Sitten fügen. Vor allem muß die alt angesessene von Deutschen nicht zu besiegende Konkurrenz des bedürfnislosen Inders möglichst unterdrückt werden. So schmutzig und billig wie der Hindu wird der Deutsche Gott sei Dank nicht wohnen und arbeiten können und wollen. Dafür wird er aber sein sauer erworbenes Geld im Lande verzehren, indem er sich dauernd niederläßt und, macht er gute Geschäfte, so wird er, falls er nach zehn oder fünfzehn Jahren doch nach Deutschland zurückkehrt, einen der Kolonie nützlichen Nachwuchs heranzuziehen wissen.

Auch für den Landmann ist hier am See etwas zu holen. Die Sanseviren wachsen massenhaft wild. Bei rationellem Anbau ließe sich der Export dieser gut bezahlten Pflanze wohl einträglich gestalten.

Göhring hat Proben zur Untersuchung nach Deutschland geschickt, die sehr gut bewertet worden sind. In der Viehzucht ist für bescheidene Ansprüche mit Hülfe der englischen Bahn sicher etwas zu leisten. Die Rindviehherden beziffern sich nach Hunderttausenden, die Ziegen und Schafe erreichen noch beträchtlich höhere Zahlen. Sicherlich sind die Massais nicht ohne Grund hauptsächlich Viehzüchter gewesen. Das Land bietet viel, nur die Verbindung mit der Küste fehlte bisher. Der Monate erfordernde Transport durch Träger wurde für die einfachen Produkte, die hier erzeugt wurden, viel zu teuer. Jetzt schluckt mit Hilfe der Inder hauptsächlich England die großen Profite, die der seit Eröffnung der Bahn rapid wachsende Exporthandel abwirft.

Andererseits kaufen die Seebewohner bis zum Tanganika hinunter, ja die Taboraleute jetzt fast alle Artikel, die sie früher von der Küste holten, hier ebenso billig und gut wie dort. Dabei sind sie sicher, daß sie ihre Einkäufe auch heil nach Hause bekommen, was früher bei dem langen Marsch keineswegs garantiert war. Der Marsch von Tabora nach Muanza beträgt kaum vierzehn Tage, von Tabora aber zur Küste nach Daressalam, Bagamoyo oder Tanga zwischen sechs und acht Wochen. Wer anders hat wieder die größten Profite aus all dem Import- und Inlandhandel als die englische Bahn und der Inder, da die deutschen Geschäfte an der Küste umgangen werden. Araber spielen im Handel nicht annähernd die große Rolle wie früher, im übrigen

sind sie wirkliche Bewohner des Landes, nicht Wandervögel. Neben der Deutsch-Ost-Afrikanischen Gesellschaft in Muanza würden gewiß noch mehr kleinere Kaufleute ihr gutes Fortkommen finden, wenn das indische Element ausgemerzt würde. Dieses jedoch nur nach Hörensagen, da ich nicht in Muanza gewesen bin.

An dieser Stelle sei mir gestattet einige meiner persönlichen Erfahrungen mit unserem schwarzen Menschenmaterial zu schildern. Ich war in Afrika über drei Monate einzig und allein auf den Verkehr mit einer ganzen Herde von Schwarzen angewiesen, daher darf ich mir vielleicht eine Äußerung über die nach meinem Dafürhalten angemessenste Behandlung derselben erlauben. Der Hauptfehler, der nach meiner Ansicht dem Schwarzen gegenüber meistens gemacht wird, erklärt sich wohl aus der dem Deutschen im allgemeinen angeborenen Gutmütigkeit. Durch sie wird er leicht dazu veranlaßt dem schwarzen Bruder mit Güte zu begegnen und ihn als seines Gleichen zu behandeln. Hierdurch werden aber im Schensi Ansichten groß gezogen, die auf die Dauer zwischen Herrn und Diener zu Unzuträglichkeiten führen müssen. Bald wird bei ihm die angestammte Frechheit und Faulheit derartig zum Durchbruch gelangen, daß der Weiße entweder strengere Seiten aufziehen oder sein Vorhaben, zu welchem er in allen Fällen schwarze Hülfe braucht, aufgeben muß.

Ich setze bei dieser Betrachtung voraus, daß gegen entsprechende Bezahlung die Schensis sich

freiwillig für eine bestimmte Arbeit verpflichtet haben. Den anderen Fall, daß weder für Geld noch gute Worte Arbeiter zu finden sind, lasse ich ganz außer Betracht. Mit ihm haben sich Gouvernement und sonstige Behörden schon lange ohne nennenswerte Resultate beschäftigt, da sie den einfachsten Weg, die stramme Besteuerung der Schwarzen (in Geld oder Naturalien), nicht für angebracht halten.

Ich unternahm nun in diesem Lande ohne Eisenbahnen und andere Transportgelegenheit eine kleine Reise, dazu brauchte ich etwa 70 Mann, um meinen Hausrat fortzuschaffen, zu längerer fester Verpflichtung, nämlich als Träger. Was die Arbeitsleistung selbst betraf, so hätten 35 Wasukama oder Wanjamwesi sie spielend geschafft, von Überbürdung konnte also wohl für meine stämmigen, wenn auch ungeübten Wageias selbst bei sehr humanen Anschauungen nicht die Rede sein. Die ersten Tage verlief das Unternehmen auch zu allseitiger Zufriedenheit, bald aber kamen von den Katekiros Klagen, daß sie die faule Kolonne auf meinen geradezu lächerlich kleinen Märschen nicht zusammen halten könnten. Eines schönen Tages weigerten sich die Träger sogar, das von mir unterwegs geschossene Wild zu tragen. Hierzu aber waren sie, wie ich genau von Göhring wußte, kontraktlich verpflichtet. Bei einem Bana mkuba, großer Herr (alle diejenigen, die blanke Knöpfe tragen, Offiziere, Unteroffiziere, Beamte etc.) hätten sie gar nicht gewagt diese Frechheit zu äußern, aber bei einem Bana mdogo, kleiner Herr (alle übrigen Weißen, die keine

blanken Knöpfe tragen) dachten sie es versuchsweise einmal zu riskieren. Was blieb mir, wenn ich die Reise nicht aufgeben oder sie nach den siebzig verschiedenen Wünschen meiner Arbeiter regulieren wollte, anders übrig als mit dem Kiboko dazwischen zu fahren. Man muß nicht etwa glauben, daß durch das Tragen von 10—20 Pfunden Fleisch außer der gewöhnlichen Last, die bei vielen Trägern noch nicht 35 Pfund betrug, die Leute überanstrengt worden wären. Die vom Gouvernement vorgeschriebene Belastung soll nur ein Gewicht von 60 Pfund haben, sie wird aber oft bei arabischen und indischen Karawanen verbotenerweise auf 80 ja 90 Pfund erhöht. Auch diese hohen Gewichte werden ohne Schädigung des Mannes auf noch bedeutend längeren Märschen, wie ich sie machte, Tag für Tag getragen. Das erlegte Stück Wild wird möglichst schnell, während die Karawane inzwischen ruht, in gut tragbare kleine Stücke zerteilt, die dann den am wenigsten beladenen Leuten aufgepackt werden.

Dabei ist dem Schensi im Grunde das Gewicht der Last, wenn nicht übermäßig hoch, verhältnismäßig gleichgültig, bepackt man ihn z. B. mit einem 80pfündigen Elefantenzahn, so wird er ein Gesicht machen, als ob er einen Orden bekommen hätte und stolz an der Spitze der Karawane marschieren. Holzt man ihm aber gar dazu noch eine 10 Pfund Kommißflinte auf, so wird er unter seiner Bürde spanischen Tritt gehen und vor Stolz Kriegslieder in die Luft schmettern. Leider besteht die Masse der Lasten

weder aus Elefantenzähnen noch aus Flinten. Nach einem sehr langen heißen Marsche weigerte sich die Gesellschaft geschlossen, nachdem wir 30 Minuten an einem Wasserloche geruht hatten, die Reise jetzt schon fortzusetzen. Im Handumdrehen hatte ich, indem ich gleich das richtige Mittel in Anwendung brachte, die Bande auf den Beinen.

Von derartigen kleinen Frechheiten und Bequemlichkeitsäußerungen der Träger könnte ich noch eine ganze Menge anführen. Sie ereigneten sich alle während der ersten vier Wochen, dann hatte ich mir das Ansehn eines Bana mkuba, auch ohne blanke Knöpfe, erkämpft und alles ging, ohne daß nur ein böses Wort weiter gefallen wäre, wie geschmiert. Wäre ich der ersten Unverschämtheit gegenüber human, weich, nachgiebig gewesen, so würde ich Olgos wohl nie erreicht haben.

Ich fasse kurz zusammen. Durchaus gerechte aber strenge Behandlung wirkt beim Schwarzen am besten, man sorge nur gut für seinen Magen. Mit Äußerungen des Lobes, mit Geben von Geschenken sei man sehr knapp. Man erlasse nie eine verhängte Strafe, denn den Beweggrund, solches zu tun, die Milde, würde der Schensi als albern belächeln oder als Furcht auslegen.

Bei Arbeiten, die körperliche Anstrengung erfordern, wie Bäume fällen, Zelte aufschlagen etc., verlange man nicht dieselbe Leistung wie von einem europäischen Arbeiter. Die aktive Kraft beim Schensi ist geringer wie beim Weißen. Ich habe mich oft

überzeugt, obgleich ich keineswegs Krafthuber bin, daß ich viel mehr leisten konnte wie auch die stämmigsten Wageias. In den mehr passiven gewohnten Leistungen, z. B. dem Tragen der Lasten auf den Köpfen, ist aber naturgemäß der Schensi dem Weißen bedeutend über, der ja kaum eine leere Zigarrenkiste sechs bis acht Stunden auf dem Kopfe tragen könnte. Auch die Weiber schleppen alles von der einzelnen Kokosnuß bis zur schwersten Wasserlast in einer Petroleumkanne auf den Köpfen.

Im Ertragen von Schmerzen sind die Schwarzen groß, fast scheint es, daß ihr Empfindungsgefühl von dem unsrigen verschieden ist. Ich habe Schensis mit großen Fleischwunden, mit denen Europäer sich ins Bett gelegt hätten, große Märsche in heftigster Sonnenglut unentwegt mitmachen sehn. Das Essen schmeckte ihnen mindestens ebenso gut wie den gesunden. Nach lächerlich kurzer Zeit vernarbte die Wunde, ohne daß Wundfieber eintrat oder eine besondere Behandlung erfolgt wäre.

Was nun die religiöse Frage bei den Schwarzen betrifft, so glaube ich, daß wir unseren Schensi ohne Schädigung seiner Person noch ein halbes oder ganzes Jahrhundert mit dem Christentum verschonen können. Der Sprung aus dem Kanibalismus in unsere, doch ziemliches Fassungsvermögen erfordernde Religion ist ein zu großer, als daß er jetzt schon von den gerade in dieser Beziehung herzlich gleichgültigen Waschensi richtig begriffen würde. Fürs erste möge es genügen, daß der Sklavenhandel und der Genuß von Menschen-

fleisch gründlich unmöglich gemacht ist, und daß unser Schensi arbeiten lernt.

Am 5. Dezember lief endlich das englische Schiff „Winifred“ ein. Eckert brachte mich mit Sack und Pack an Bord. Von der Reise ist nur über eine merkwürdige Art des Fischfangs der Schensis zu berichten. Der „Winifred“ fuhr am zweiten Tage durch eine Wasserfläche, auf der eine große Menge halbbetäubter, aber noch lebender Fische schwammen. Mitten in dem Gewimmel befanden sich Schensiboote, von denen aus durch Lanzenwürfe die Fische aufgespießt und an Bord geholt wurden. Auf welche Weise man auf einer so großen Fläche von 500 m Quadrat im tiefen Wasser die Tiere bewogen hatte, in hilflosem Zustande die Köpfe in die Luft zu stecken, ist mir unerklärlich. Vielleicht durch Gift, denn Sprengmittel haben die Schwarzen hier wohl noch nicht. Von den mir unbekannten Fischen hatten einige die Länge von 1 m.

Am 16. Dezember Ankunft in Daressalam, wo inzwischen der Deutsche Klub vom Grafen Götzen ins Leben gerufen worden war. Das prächtige Gebäude liegt an schöner Stelle mit dem Blick auf den Hafen. In ihm findet sich nach des Tages Last und Hitze die deutsche Kolonie zusammen. Man ißt sehr gut dort und auch sonst stehen Bequemlichkeiten zur Verfügung, die der einzelne sich nicht leisten kann. Ich aß wie früher in der Messe, wo ich als Stammgast wieder aufgenommen wurde.

Am 28. Dezember Abfahrt von Daressalam mit

dem „König“ von der D. O. A. L. mit dessen Kapitän, der Jäger war, ich bald sehr gut Freund wurde. Im Hafen von Aden hatte ich Gelegenheit einen Riesenhai zu beobachten. Der Fisch, den ich mir so gewaltig nicht vorgestellt hatte, umschwamm in aller Ruhe, dicht unter der Oberfläche, einmal das Schiff. Am Kopfende begleiteten ihn vier bis fünf kleine weiße Fische, die sich stellenweise sogar an ihm festzuhalten schienen. Die Schwarzen stießen von ihren Booten aus mit dem Ruder nach dem Tier, das sie nicht besonders zu fürchten schienen. Ich schätzte die Länge auf 5—6 m, es war fett, wie eine Wachtel. Am Kap Guardafui sah ich einen Sonnenfisch, der sich auf einige Meter aus dem Wasser schnellte. Er sieht aus, wie eine Steinbutt von einigen Metern im Quadrat.

Das rote Meer bot uns ein anderes Bild als gewöhnlich. Ehe wir in den Kanal liefen, war es einige Tage schon so kalt, daß die dicksten Winteranzüge gerade ausreichten. Es wurde sehr viel Grog getrunken. In Daressalam ist der Dezember-Januar fast die heißeste Jahreszeit.

Im stürmischen Golf von Biscaya faßte der alte „König“ eine Mütze voll Wind, die alle die schönen Geschirr-Schränke, die doch auf Sturm eingerichtet sind, zum Bersten brachte. Eine massive, mit breiten Eisenbändern beschlagene Schiffstreppe, die außenbord hing, wurde von einer Woge wie ein Federwisch hinweggeschlagen. Wenn man den Kopf irgendwo mal an die frische Luft steckte, glaubte man, die

Nase würde einem aus dem Gesicht gerissen. Prachtvoll war der Anblick des erregten Meeres. Diese unaussprechlich schönen, bei Kapitän Kley verlebten Tage werde ich nie vergessen, sie waren mir mehr wert, wie die ganze übrige Seefahrt.

Nach einer sehr fröhlichen Kaisersgeburtstagfeier an Bord, bei welcher der König des „König" dem König eine schwungvolle Festrede hielt, liefen wir am 28. Januar in das nebelige eisige Hamburg ein. Vorüber war die wunderbare Reise, ein schöner Traum. Husch, Husch.

DEUTSCH-OSTAFRIKA.

Maaßstab 1:5000000.

Höhen in Metern.

Die Hauptorte der Bezirksämter u. Militärbezirke sind unterstrichen, die Nebenverwaltungsstellen u. kommandirenden Offizierposten sind unterstrichelt.

Bahn im Betrieb

Konzessionierte Bahn

30° 32° 34° 36° 38° 40°

2° 4° 6° 8° 10°

BRITISCH OSTAFRIKA

DEUTSCH OSTAFRIKA

PORTUGIESISCH

OCEAN

Victoria Njansa

Uschaschi

Kilimandscharo

Meru

Ssalek

Ussuinbwa

Makarundi

Iramba

Kondoa Irangi

Unjanjembe

Ujansi

Ugogo

Kiwere

Ussagara

Ukami

Khutu

Usaramo

Mahenge

Matumbi

Hanga

Rechland

Sadani

Zanzibar

I. Pemba

I. Mafia

Tanga

Mombas

Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin

14/3 Jl

UB Frankfurt
56 552 553